Johann David Michaelis
vom
Arabischen Geschmack,
sonderlich
in der poetischen und historischen Schreibart;

Eine Vorrede zur ersten Ausgabe
der
Arabischen Grammatik.

Zweite verbesserte Ausgabe.

Göttingen,
verlegt von Victorinus Boßiegel. 1781.

Vorrede zur ersten Ausgabe, in der vom Arabischen Geschmack gehandelt wird.

Nach einem langen Verzuge von 13 Jahren kommt eine Arabische Grammatik heraus, deren ich mich bisher Bogenweise bedient habe, meinen Zuhörern Unterricht im Arabischen zu geben, und die eigentlich für sie bestimmet ist. Der Druck hat schon 1758 seinen Anfang genommen, und ist langsahm fortgegangen, wovon freilich die Folge ist, daß auf den ersten Bogen bisweilen, obgleich selten, etwas stehet, das ich jetzt anders schreiben würde. Vielleicht habe ich in der Vorrede noch Platz, einiges davon zu verbessern.

Die Ursache, die mich nöthigte eine Arabische Grammatik zu schreiben, war nicht diejenige, die ein Schriftsteller gemeiniglich anzugeben pflegt, daß

vorhin keine gute und brauchbare vorhanden gewesen wäre. Erpenii seine hatte solche Vorzüge, daß ich noch bis jetzt keine einzige ihr gleiche Hebräische Grammatik kenne: man wird dis Urtheil wenigstens keiner Partheylichkeit beschuldigen, da ich selbst eine Hebräische Grammatik geschrieben habe, an der ich aber so viele Mängel entdecke, daß ich mich jetzt damit beschäftige, eine andere auszuarbeiten. An Erpenii Grammatik war freilich manches zu verbessern und zuzusetzen, sie hatte auch in einigen Stücken nicht alle Leichtigkeit und Bequemlichkeit für denjenigen, der sie gebrauchen wollte, weil sie zu sehr die Terminologie der Arabischen Sprachlehrer beybehielt, ohne sie deutlich zu erklären: dis letztere ging so weit, daß sie auch wol von denen, die Arabische Grammatiken geschrieben und heimlich aus ihr genommen haben, unrecht verstanden ist, z. E. wenn von Hamza und Eliph mobili die Rede ist: allein bey dem allen blieb sie doch unter den sämmtlichen Arabischen und Hebräischen Grammatiken, in einem Alter von anderthalbhundert Jahren, bey weiten die beste; und ich würde sagen, sie sey unter allen morgenländischen die beste, wenn nicht meines seel. Vaters Syrische Grammatik eine Ausnahme machte, denn diese habe ich, da ich mehrmahls über beide gelesen, noch brauchbarer gefunden. Dis ist für Erpenium desto mehr Ruhm, da andere neuere gemeiniglich aus ihm, es sey mittelbar

telbar oder unmittelbar, genommen haben: Schüler pflegen sonst auf ihres Lehrers Schultern zu steigen, und denn weiter zu sehen; allein hier blieb das Original besser als die Nachahmungen. (Könnte Erpenius eine rühmlichere Leichenpredigt bekommen, als diese ist? und doch ist sie der Wahrheit gemäß. Wer schlecht von Erpenii Grammatik urtheilet, müßte es etwan auf Hörsagen thun, ohne ihn selbst gelesen oder verstanden zu haben, oder nach der Mode, da man Arbeiten der Vorgänger tadelt, und über Mangel guter Grammatiken klaget, um sich mit der traurigen Mine ein Ansehen zu geben). Wußte ich etwas an Erpenii Grammatik zu verbessern, so machte dis sie zum Lesebuch noch nicht unbequem: denn die Aufmerksamkeit der Zuhörer wird wol geschärft, wenn man etwas an dem Lesebuch aussetzet, und ändert; so gar die Fehler meiner eigenen Grammatik sind mir in dieser Absicht nicht ganz zuwider. Schultens hatte sich auch der Erpenischen Grammatik bedienet, und sie zweymahl abdrucken lassen: und ich habe bis auf das Jahr 1758 über sie gelesen.

Allein sie war zuletzt nicht mehr für einen erträglichen Preis zu haben, und da meine Zuhörer, wenn sie Arabisch lernen wollten, sich Erpenii Grammatik für 4 oder 5 Thaler, alsdenn einen Arabischen Schriftsteller, der gleichfalls theuer war, denn noch wol ein

Arabisches Lexicon, das alle Jahr seltener ward, und im Preise stieg, anschaffen mußten, so ward die Erlernung der Arabischen Sprache so vertheuret, daß die meisten Lehrbegierigen abgeschrecket wurden, und einige unter ihnen mich ersuchten, der Sache abzuhelfen. Nun hätte ich freilich Erpenii Grammatik, so wie sie ist, abdrucken lassen können: allein denn wäre sie wieder wegen ihrer Grösse theuer geworden, nnd da ich fand, daß ich manches kürzer und deutlicher sagen, und doch dabey vieles ausgelassene hinzusetzen könnte, machte ich lieber einen Auszug aus ihr, oder, wenn man es so nennen wollte, eine neue Grammatik. Ich habe aber gern Erpenii Nahmen aus Dankbarkeit gegen ihn auf den Titel setzen, und das, was ich so sehr mit seiner Hülfe geschrieben, mir nicht mit Verschweigung desselben zueignen wollen.

Ein Theil der Veränderungen betrifft den Ausdruck, und daß ich die Arabischen Kunstwörter so zu erklären gesucht habe, daß auch einer, der blos der Lateinischen und Griechischen Grammatik gewohnt ist, sie verstehen kann, ohne (wie es mir selbst ergangen ist) erst einige Jahre lang rathen zu dürfen, was sie bedeuten möchten: ein anderer bestehet darin, daß ich die Vorschriften und Veränderungen, die blos die Arabischen Grammatici, und noch dazu lange nach Muhammeds Zeit, der Sprache aufgedrungen haben,

und die man noch bis auf diesen Tag nicht im gemeinen Leben angenommen hat, sondern blos Büchersprache seyn läßt, angemerkt habe. Macht man diesen Unterscheid zwischen der wahren lebenden Arabischen Sprache, und der von den Grammaticis gebildeten Büchersprache nicht, so bleibt selbst einiges in der Grammatik dunkel, z. E. warum das Tesch-did in necessarium und euphonicum eingetheilt werde? und was hier, *necessarium*, heissen solle? und es entstehet auch sonst mancher Misverstand. Wenn ein Anfänger Arabische Nomina mit der Nunnation höret, und sich einbildet, die Nunnation und der Casus sey der Arabischen Sprache eben so wesentlich, als andere Dinge, die er in der Arabischen Grammatik lernt, kurz, wenn er nicht weiß, daß dis alles ein neuer, noch dazu nie in die lebende Sprache eingeführter Aufsatz der Grammatiker ist, so bildet er sich wol ein, die Arabische Nunnation sey so viel, als das Hebräische ן, und schreibt z. E. *Ibnon* (ein Sohn) אבנון, (dis ist wol so gar in Büchern von solchen geschehen, die das Hebräische aus dem schlecht erlernten Arabischen erläutern wollten.) Mehrere, die über einen so groben Irrthum hinaus sind, stellen es sich doch als einen grossen Unterscheid des Arabischen vom Hebräischen vor, daß das Arabische drey Casus hat, und machen daraus einen Zweifel gegen die nahe Verwandtschaft beider

 Spra-

Sprachen, und den aus ihr folgenden Gebrauch des Arabischen zur Erläuterung des Hebräischen; welchen Zweifel wieder andere sorgfältig heben, ohne doch die rechte Antwort zu treffen. Er ist ein Nichts, und verschwindet, so bald man weiß, daß die Nunnation, und die von ihr abhängenden Casus des Singularis, blos ein in der Büchersprache eingeführtes Gebot der Grammatiker nach Muhammeds Zeit sind, die ihre Sprache mit einem neuen Geschenk aus der in den eroberten Ländern erlernten Griechischen, dem Casu, bereichern wollten, und das noch bis auf diesen Tag kein Araber im gemeinen Leben, *Ibnon*, sondern, *Ibn*, saget. Andere klagen, das jetzige Arabische sey von dem alten, das wir im Coran und andern Schriftstellern noch höherer Zeiten finden, sehr verschieden. Nun will ich zwar nicht alle Verschiedenheit leugnen: jede Sprache verliert mit der Zeit alte Wörter, oder Bedeutungen der Wörter, und bekommt dagegen neue; und freilich in den Provinzen ausserhalb Arabiens ist das Arabische noch wegen anderer Ursachen ausgeartet, wie jede Sprache in Colonien und eroberten Ländern thut. Allein meistentheils fand ich doch, daß die so genannte Verschiedenheit auf Dinge hinauslief, die freilich in der Grammatik stehen, aber blos zur Büchersprache und den grammatischen Aufsätzen gehören; die Klage war also ein Misverstand, und kam daher, weil man

alles,

alles, was man in der Arabischen Grammatik laaß, für Gesetze der alten Arabischen Sprache hielt, und sich einbildete, die alten Araber hätten so gesprochen, wie wir jetzt nach der Vorschrift der Grammatik Bücher zu lesen pflegen. Beyläufig kann ich sagen, daß das alte Arabische, wenn man ihm nur nicht diese grammaticalischen Regeln, nach der Bücher punktirt und ausgesprochen werden, aufdringet, von dem jetzt in Arabien geredeten nicht so verschieden ist, als man bey einer so grossen Entfernung von Jahren denken möchte. Ich machte vor einigen Jahren, da ein Araber von vornehmer Geburt, der aber kein Gelehrter war, mich besuchte, die Probe: nachdem er mir einige neu-Arabische Verse, die ihm gefielen, als eine Probe der Dichtkunst, aufgeschrieben hatte, die ich nach dem aus Büchern gelernten alten Arabischen verstehen konnte; legte ich ihm einige in meiner Chrestomathie gedruckte Gedichte vor. Es ist wahr, er sagte bey dem ersten Anblick, diese wären schwer, und das würde auch mancher Deutscher bey Hallers Gedichten sagen, (vielleicht nicht blos der Unstudirte, sondern auch einige Gelehrte,) allein nachdem ich ihm eben so gut bey diesen alten Gedichten geholfen hatte, als er mir bey den neuen, verstand er sie, und verstand sie so lebhaft, daß er sie schön fand.

Andere Veränderungen oder Zusätze, zum Exempel, §. 2. in leichterer Setzung der Figuren der Buch-

staben, und Vergleichung derselben mit dem Hebräischen (*), S. 20. von dem He, S. 21. 22. 24. 32. 41. 42. 44. 45. 51. 54. (vom Futuro als einem Aoristo) 57. (vom Vocali des mittelsten Stammbuchstabs im Futuro, wo Erpenius die Sache schwer macht, weil er den Arabischen Grammaticis folget, die ein Anomalon, فعل zum Paradigma hatten) und im 8ten und 9ten Capitel, wird derjenige, dem daran gelegen ist, bey Vergleichung mit Erpenii Grammatik selbst bemerken können.

Ich hatte Anfangs vor, die Exempel aus Erpenio so viel möglich beyzubehalten: hiervon mußte ich aber in der Folge immer mehr abgehen, sonderlich in den zwey letzten Capiteln, die viel neue Regeln, also auch zum Beweise viel neue Exempel erfoderten, und mich dadurch bewogen, auch bey den Regeln, die Erpenius schon hatte, andere, nicht blos erläuternde, sondern zugleich erweisende Exempel zu setzen.

Ausser der Grammatik war für einen Anfänger noch zweyerley nöthig: ein Arabisches Buch, zur Uebung im Expliciren, und ein Lexicon. Von beiden will ich besonders reden.

Am allerliebsten würde ich mit einem Anfänger den Coran lesen; und den habe ich auch immer zum

Grunde

(*) Seitenzahl und Paragraphen gehören hier zu der ersten Edition, können also in der zweiten nicht nachgeschlagen werden.

Grundegelegt, bis man endlich keine Corane mehr bekommen konnte, und ich die letzten, noch vom vorigen Jahrhundert, in einem Winkel des Buchladens übrigen Hinkelmannischen Corane von der Heroldischen Buchhandlung in Hamburg für meine Zuhörer gekauft hatte. Der Coran giebt einem, der Arabisch lernen will, manche Vortheile: er ist leicht, (dis darf ich in der Christenheit schreiben, unter einigen eifrigen Muhammedanischen Secten wäre es nicht sicher, die behaupten, es sey ohne übernatürliche Gnade nicht möglich, ihn zu verstehen: wäre ich unter denen, so müßte ich es machen, wie der seel. von Haven mir schrieb, daß er es machte; er sagte, wenn er von solchen gefraget ward, er verstünde kein Wort im Coran,) seine häufigen Wiederhohlungen machen ihn dem Anfänger noch leichter, und zwingen ihn gleichsahm, Vocabeln zu behalten, die er so oft gelesen hat: er ist interessant, weil er die Erkenntnißquelle einer von so viel Millionen Menschen angenommenen Religion ist, und noch dazu der einzigen unter allen falschen, die einen gewissen Respect verdient, weil sie die Hauptsätze der natürlichen Religion zum Grunde legt. Je näher sie der christlichen Religion wegen dieser Ursache kommt, und je häufiger die Widersacher aller geoffenbahrten Religionen die Muhammedanische erhoben haben, um die christliche zu demüthigen, desto mehr verdient ihre Erkenntnißquelle gekannt

kannt und untersucht zu werden, und desto interessanter ist der Coran in der Grundsprache, und ohne alle Zusätze und Verdrehungen seiner spätern Ausleger, dem Philosophen, dem es wirklich um Wahrheit zu thun ist. Er ist, das muß ich noch dabey sagen, viel vernünftiger, als was seine Erklärer, sonderlich die von derjenigen abergläubischen Secte, zu der sich die Türken bekennen, aus ihm machen; und wer über ihn urtheilen will, muß ihn billig selbst lesen: ihn nach den Commentariis der Muhammedaner erklären, ist beynahe eben eine solche Ungerechtigkeit, als wenn jemand das Neue Testament aus den Kirchenschriftstellern erklären, und was diese sagen, dem Neuen Testament aufbürden wollte. Allein wenn man auch dem Coran alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren läßt, so wird doch sehr bald in die Augen fallen, daß er nicht von Gott eingegeben seyn könne, und die christliche Religion wird bey dieser Vergleichung ungemein gewinnen. Zum wenigsten wird man, wenn man ihn durchgelesen hat, mit diesem Urtheil von der Lectüre weggehen: entweder ist gar keine geoffenbahrte Religion in der Welt, oder die christliche Religion ist es, denn die ihr von unwissenden Verleumdern an die Seite gesetzte Muhammedanische kann unmöglich einen göttlichen Ursprung haben.

Auch das macht den Coran interessant, daß man in ihm so viele Sitten und Herkommensrechte der al-

ten Araber antrifft, die Muhammed in geschriebene Gesetze verwandelte. Und es ist immer gewiß, daß man aus einem Buch, das die Neugier reitzet, eine Sprache besser lernt, als aus einem, dabey man lange Weile hat, weil man weiter nichts als Sprache aus ihm lernen kann. Ich wünsche mir nie Zuhörer, bey denen dis nicht einträfe: denn die wenigen, vielleicht zum blossen Lernen einer Sprache nicht übel geschickten, die aus jedem uninteressanten Buch die Sprache eben so gut lernen, weil sie einen gewissen blos auf die Sprache figirten Eifer mitbringen, kommen mir zu sehr als Maschinen vor, von deren Sprachkenntniß ich in der Zukunft nicht mehr wichtiges und interessantes erwarte, als der Anfang davon war.

Noch einen andern grossen Vortheil hat es, wenn man das Arabische aus dem Coran lernt. Die Manuscripte des Corans sind in Deutschland wegen der ehemahligen Türkenkriege, in denen sie erbeutet wurden, häufig, sonderlich seit 1683, denn aus dem von 1683 bis 1697 geführten Türkenkriege schreiben sich die meisten her: sie sind dabey, weil sonst wenige Arabisch verstanden, wohlfeil, und vielleicht wohlfeiler als der gedruckte Coran. (Darf ich beyläufig von ihrem Preise etwas sagen, weil ich so oft von unwissenden Besitzern eines solchen Manuscripts gequälet

quälet werde, ihnen ihr Exemplar theuer, etwan an die hiesige Bibliothek, verkaufen zu helfen; oder weil sich Käufer, die gern einen geschriebenen Coran besitzen wollen, übertheuren lassen; so pflegt er zwischen zwey und fünf Thalern zu seyn. Ich habe selbst ein vollständiges Manuscript des Corans, das unter die schönern gehört, wenigstens ist es so schön, daß unsere Universitätsbibliothek, der alle Arabische Manuscripte aus der Königl. Bibliothek zu Hannover geschenkt sind, nur ein einziges ihr gleiches besitzet: und dis Manuscript hat mein seel. Vater 1713 für 3 Rthl. 10 Ggr. und ich habe es aus der Auction seiner Bibliothek für 2 Rthl. gekaufft. Bey diesen Umständen ist es möglich, daß ein oder anderer Zuhörer einen geschriebenen Coran haben, und sogleich zum Lesen des geschriebenen angeführt werden kann: und das ist wichtig, denn das geschriebene Arabische ist vom gedruckten so verschieden, daß einer, der diese Sprache aus gedruckten Büchern sehr gut gelernt hat, vielleicht in Manuscripten auf den ersten Blick keine Zeile lesen kann.

Ich würde also freilich gern mit Anfängern den Coran gelesen haben, so wie ich es bis 1753 that. Allein ich mußte dis aufgeben, weil ich meinen Zuhörern keine Exemplarien weiter zu verschaffen wußte: es ward also nöthig, der Arabischen Grammatik etwas

anzu-

anzuhängen, darin sie sich üben, und den Anfang, Arabisch zu expliciren, machen könnten. Da ich nun vorhin Erpenii Grammatik zum Grunde zu legen pflegte, der Lokmans Fabeln beygefügt waren, und die Schultens mit einer Sammlung Arabischer Gedichte herausgegeben hatte: so schien mir das natürlichste zu seyn, diese Fabeln und Gedichte hier wieder abdrucken zu lassen; und meinen künftigen Zuhörern zu geben, was die vorigen gehabt hatten.

Aber warum ließ ich nicht lieber einen andern Arabischen Schriftsteller aus einem Manuscript drukken? Dis hiesse doch, der Gelehrten Welt ein Geschenk geben! —— Den Einwurf erwarte ich freilich, sonderlich von Tadlern. Ich habe wol zehn Antworten darauf, z. E. daß ich nicht der gelehrten Welt ein Geschenk, sondern meinen Zuhörern eine recht wohlfeile Chrestomathie zudachte. Doch ich werde nicht nöthig haben, mit den übrigen noch einige Seiten, die dem Leser auch Geld kosten, anzufüllen, wenn ich die einzige nenne: ich hatte keine unedirte Arabische Manuscripte von einiger Wichtigkeit, unsere Universitätsbibliothek hatte auch keine, und Manuscripte stehlen wollte ich nicht. Die Sache hat sich freilich nachher sogeändert, daß ich nunmehr wol einiges ganz wichtige habe, so ich herausgeben möchte: (*) allein das kann ich immer zum zweiten Theil der Chrestomathie aufheben. Sind

(*) Dis ist geschehen, Abulfedä Aegypten ist 1776 herausgekommen.

Sind aber diese Stücke für Anfänger? Das ist eine andere Frage, die man zwar nicht in Absicht auf Lokmans leichte Fabeln, aber wol wegen der von S. 37. an folgenden Gedichte aufwerfen wird.

Ich habe doch nicht gefunden, daß sie Anfängern zu schwer gewesen sind, wenn sie ihnen langsam vorexplicirt wurden. In der That ist dem Anfänger alles gleich schwer, denn er weiß das bekannteste Wort noch eben so wenig, als das seltene und unbekannte, und hört, was beides bedeutet, von seinem Lehrer: hätte er den nicht, und wollte er durch eigenen Fleiß das Arabische ohne mündlichen Unterricht lernen, so würden ihm freilich diese Gedichte zu schwer seyn, allein nicht für solche, sondern für meine Zuhörer und zum mündlichen Unterricht, habe ich diese Chrestomathie drucken lassen, und eben deswegen habe ich auch, um das Buch so wohlfeil zu machen als möglich, keine Lateinische Uebersetzung hinzugefüget. Verworfene Constructionen, die einen Lateinischen Dichter zum ersten Erlernen der Sprache unbrauchbar machen, haben Arabische Gedichte entweder gar nicht, oder doch selten. Ich glaube es wenigstens der schon mehrmahls gehabten Erfahrung, daß diese Gedichte zu meinem Endzweck nicht zu schwer sind: denn wenn ich in einem Arabischen Collegio die ersten anderthalb oder zwey Monathe angewandt habe, das allernöthigste

aus

aus der Grammatik zu sagen, und etwan die Hälfte der Lokmanischen Fabeln durchzugehen, so finden meine Zuhörer keine Schwierigkeit, mir auch in den Gedichten, die ich freilich langsahm expliciren und grammaticalisch durchgehen muß, zu folgen. Indes ist meine Absicht nicht, blos diese Gedichte mit ihnen zu lesen, denn billig muß man sich auch an prosaische Schriftsteller gewöhnen, und in leichtern Stükken lernen, flüchtiger zu expliciren. Ich verbinde deswegen gern mit dieser Chrestomathie noch ein andres Buch, z. E. eben jetzt, da ich dieses schreibe, die von unserm Herrn Professor Köhler herausgegebenen tabulas Syriae des Abulfeda, und wenn ich, wie ich vorhabe, noch einen zweiten und dritten Theil der Chrestomathie drucken lasse, so soll darin eine mehrere Abwechselung von Stücken verschiedenen Inhalts vorkommen. Hier wollte ich nur dasjenige, was Schultens der Erpenischen Grammatik angehänget hatte, geben, damit meine Zuhörer nicht nöthig hätten, sich jenes Buch, blos der Gedichte wegen, die ich doch so gern mit ihnen lesen möchte, anzuschaffen. Ich habe dabey noch den Vortheil gehabt, daß meiner Zuhörer Fleiß durch die Schönheit der Gedichte ermuntert ward, und sie mit Vergnügen lasen, welches bey dem Erlernen einer Sprache vortheilhaft ist, und bey manchem leichteren Buche weggefallen seyn würde.

Schultens hat in seinen ausführlichen und gelehrten Anmerkungen zu diesen Gedichten einiges aus Arabischen Scholiasten angeführt: dis habe ich unter den Text als Noten drucken lassen, um meine Zuhörer auch mit der Schreibart dieser Schriftsteller, die wegen der Kürze und grammaticalischen Kunstwörter ihre eigenen Schwierigkeiten hat, bekannt zu machen. Denn ich sehe es für einen grossen Vortheil an, wenn man mehr als einer Schreibart gewohnt wird: und darum werde ich immer, wie vorhin gesagt ist, gern von dieser Chrestomathie, in der man leichte Fabeln, erhabene Gedichte, und Noten der Scholiasten findet, noch zu einem historischen Schriftsteller und dem Coran fortgehen, so oft meine Zuhörer die Zeit daran wenden wollen. In der That wünschte ich, daß ich bisweilen noch einige Arabische Noten mehr, deren Inhalt Schultens blos erzählte, hätte unter den Text setzen können; allein, da ich selbst die Manuscripte nicht habe, mußte ich mit dem dankbahr zufrieden seyn, womit uns Schultens aus der Leidenschen Bibliothek beschenkt hat.

Die Lateinische Uebersetzung und Anmerkungen des seel. Schultens ließ ich weg, sowohl, um das Buch kleiner und wohlfeiler zu machen, indem es leicht mit jenen Anmerkungen zwey oder dreymahl so viel gekostet haben möchte, sonderlich wenn ich da, wo ich anderer Meinung war, noch eigene Anmer-

merkungen hinzugesetzt hätte; als auch, weil ich glaube, eine gegenüberstehende Uebersetzung vermindere die Aufmerksamkeit des Zuhörers, und mache, daß er weniger lernt. Ich gestehe es, daß ich damit denen keinen Dienst erzeiget habe, die das Arabische ohne mündlichen Unterricht lernen wollen: allein zu dem Zweck habe ich die Chrestomathie nicht drucken lassen, sondern blos für meine Zuhörer, man wird es mir also nicht verdenken können, daß ich wählte, was meiner Meinung nach für diese das beste war. Für einen, der das Arabische durch eigenen Fleiß lernen wollte, werden freilich Erpenii und Schultens Ausgaben der Fabeln Lokmans mit der Uebersetzung bequemer seyn; oder auch der Coran mit Hülfe einer Uebersetzung: und vielleicht noch vortheilhafter wäre ihnen eine in der Levante zum Erlernen der Arabischen Sprache gewöhnliche Sammlung von Fabeln, Gesprächen, Sprichwörtern, u. s. f. die ein Jesuite zu Aleppo gemacht hat, wenn sie gedruckt, und ihr eine Lateinische Uebersetzung beygefüget würde. Allein die Zahl derer, die es wagen wollen, blos durch eigenen Fleiß das Arabische zu lernen, möchte wol nur klein seyn: und überdas habe ich nicht einmahl das Recht, diese mir von einem Freunde geliehene brauchbare Sammlung drucken zu lassen, ehe er es erlaubet. (*)

(*) Dis Recht habe ich nunmehr erlanget, denn mein Freund, Herr Justitzrath Niebuhr, hat mir seit der Zeit das vorhin geliehene Manuscript geschenkt.

Die sehr schönen Arabischen Lettern, die in der Chrestomathie und Grammatik gebraucht sind, hat unsere Universität der Vorsorge und Gnade Seiner Excellenz des Hochseeligen Herrn Premierministers von Münchhausen zu danken, der sie aus England kommen ließ. Daß sie schön und deutlich in das Auge fallen, wird ein jeder sehen, allein sie haben noch einen andern Vorzug vor den in Deutschen Druckereyen gewöhnlichen, der für einen Lernenden sehr wichtig ist. Die Araber, die grosse Liebhaber der Calligraphie, und zwar eigentlich der flüßigen und cursiven, sind, pflegen die Buchstaben so zusammen zu ziehen, daß ihre Figur dadurch merklich verändert wird: daher kann einer vielleicht das Arabische in gedruckten Büchern ziemlich gut verstehen, und doch ausser Stande seyn, ein Manuscript zu lesen; recht wie es auch bey uns einem Ausländer gehen würde, der das Deutsche blos aus gedruckten Büchern gelernt hätte, und dem man nun etwas geschriebenes vorlegte. Von diesen zusammengezogenen Figuren sind viele in den hier gebrauchten Englischen Lettern anzutreffen, und fast so nachgeahmt, wie sie in Manuscripten aussehen: und ich habe veranstaltet, daß diese Cursivfiguren in Text und Noten recht häufig vorkommen. Hierdurch erhält der Lernende den Vortheil, daß ihm die Züge der Manuscripte nicht so gar fremde sind, und er weniger Mühe, jedoch (das

muß

muß ich dabey sagen) (gute Augen nöthig hat, sie lesen zu lernen. —— Was ich deshalb noch weiter zum Besten meiner Zuhörer thun kann, und gern thun will, wäre, nach geendigter Chrestomathie, mit einigen wenigen ein Stück des Corans zu lesen, und zwar nicht im gedruckten, sondern in Manuscripten. Den Coran nenne ich, und kein anderes Buch, weil allein vom Coran mehrere Manuscripte zusammen zu bringen sind. Die Sache ist wenigstens hier in Göttingen nicht unmöglich, und auch das haben wir der Vorsorge des vorhin genannten Herrn Premierministers von Münchhausen zu danken. Die Königliche Bibliothek zu Hannover hatte mehrere Orientalische Manuscripte, und diese wurden mir vor vielen Jahren von dem damahligen Bibliothekario Herrn Hoffrath Scheidt, zugeschickt, um zu sehen, ob ich etwas davon, sonderlich zum Besten der Studirenden, gebrauchen könnte: an unedirte Handschriften durfte ich aus Mangel eines Verlegers, gar nicht denken, ich fand auch keine Arabische von hinlänglichem Interesse, allein ich bemerkte, daß sieben Corane darunter wären, die ich sehr nützlich anwenden könnte, Anfänger zum Lesen des Geschriebenen anzuführen, und sie wurden mir zu dieser Absicht lange gelassen. Einige meiner Zuhörer haben sie, wenn ich über den Coran las, sollte es auch nur am Ende des Collegii oder privatißime geschehen seyn, nützlich

gebraucht, indem ich sie ihnen in das Collegium zum Nachlesen mitbrachte. Ein weiterer Gebrauch von einiger Wichtigkeit für eigentliche Gelehrte war aus den Coranen nicht zu machen: denn wir haben ihn gedruckt, und da kann man ihn, wenn man blos die Sache haben, und nicht die Züge lernen will, so gut lesen, als im besten Manuscript: zur Critik über die Lesearten des Corans waren alle diese Manuscripte viel zu jung, (dazu würde eins mit alten Kufischen Buchstaben besser seyn) und die Critik des Corans ist uns nicht einmahl interessant. Nach einer sehr langen mit mir gehabten Geduld mußten freilich endlich diese Exemplarien des Corans wieder nach Hannover zurückgeliefert werden: da ich aber zugleich in einem Schreiben an den Hochseel. Herrn Premierminister bemerkte, daß sie dort zu nichts als zum Zeigen dieneten, indem, wenn man auch etwan einmahl einen Kenner der Arabischen Sprache in der Residenzstadt hätte, er sich um die Abschriften des Corans, den er gedruckt lesen könnte, gar nicht, sondern blos um andere Manuscripte bekümmern würde, daß sie hingegen auf einer Universität zum Unterricht der Lernenden sehr nützlich seyn könnten; gab dieser eifrige Gönner der Wissenschaften mir an die Hand, eben dis in einem allerunterthänigsten Bittschreiben an den König zu sagen. Dieses Schreiben begleitete er mit einer so wirksahmen Empfehlung, daß Ihro Majestät, der

jetzt regierende König, alle Orientalische Manuscripte der Königlichen Bibliothek zu Hannover an die Göttingische Universitätsbibliothek schenkten. Es sind also doch nun so viel Manuscripte des Corans auf der hiesigen Bibliothek vorhanden (*), das sieben Zuhörer darin nachlesen könnten: und da ich selbst ein Paar geschriebene Corane habe, so könnte ich noch den achten dazu herleihen. Freilich hat die Sache auch ihre Schwierigkeit, denn mehrere Zuhörer, als Corane vorhanden sind, würden an einem solchen Collegio nicht mit Nutzen Antheil nehmen können: und die Bibliothek müßte auch hinlänglich gesichert seyn, daß kein Manuscript durch Nachläßigkeit verdorben würde, denn so wohlfeil jetzt die Manuscripte des Corans sind, so theuer können sie vielleicht in 20 Jahren werden, sonderlich da man die im jetzigen Türkenkriege erbeuteten vielleicht wegen der Pest nicht gern in Deutschland haben wird: (mir würde wenigstens, das gestehe ich, der schönste jetzt erbeutete Coran kein angenehmes Geschenke seyn, weil ich nicht so eifrig auf das Arabische bin, es mit Furcht der Pest zu lesen.) Indes lassen sich auch diese Schwierigkeiten überwinden, wenn meine Zuhörer Lust dazu haben, und nicht, wie bisher geschehen ist, die Fortsetzung der Chrestomathie, oder ein anders ihnen vorgeschlagenes Buch

(*) Der Herr Baron von Asch hat seitdem noch das achte dazu geschenkt, das in des Grosveziers Zelt von den Russen erbeutet ist.

vorziehen. Auf ihre, und nicht auf meine Wahl, muß billig hierin alles ankommen.

Einer falschen Hoffnung muß ich doch hier vorbeugen. Man muß sich nicht vorstellen, daß der, welcher Manuscripte lesen kann, deshalb auch gleich im Stande sey, die auf Arabischen Münzen, alten sowohl als neuen, befindlichen, recht mit Kunst verzogenen und in einander geschlungenen Inschriften zu lesen. Die Kenntniß der Münzen bleibt auch hier ein eigenes Studium für sich: und jene Hoffnung würde eben so übertrieben seyn, als wenn man erwarten wollte, daß der, so Deutsch, Lateinisch, oder Griechisch versteht, und es geschrieben fertig lesen kann, uns auch zugleich ohne andere Kenntnisse die Inschriften der Münzen erklären sollte. Bey dieser Vergleichung bringe ich den Umstand noch nicht einmahl in Anschlag, den ich vorhin erwähnte, daß auf vielen Münzen die Arabischen Buchstaben recht künstlich verzogen und in einander verwickelt sind, welches auf unsern Münzen nicht zu geschehen pfleget. Kommt etwan gar dazu, daß die Münzen alt, und die Charactere anders als unsere jetzige sind, so wird man noch mehr begreifen, daß Kenntniß der Arabischen Sprache und Umgang mit neuern Manuscripten nicht hinlänglich sind, sie zu erklären; sondern zugleich eine nähere Bekanntschaft mit Arabischen Münzen, und eine lange Uebung in einem damit wohlversehenen

Münz-

Münzcabinet erfodert werde, das scharfsehende Auge, und den glücklichen Blick nicht zu vergessen.

Um Anfänger nach und nach, und ohne daß es ihnen viel Mühe kostet, zum Lesen ohne Vocalzeichen zu gewöhnen, habe ich hin und wieder im Text ein leichtes, oder aus dem vorhergehenden bekanntes Wort, ohne Vocalen und diacritische Zeichen drucken lassen. Dis ist zwar mitten in einem punktirten Text eine Anomalie, und, wenn man will, ein Uebelstand: allein der Nutzen, den die Lernenden davon haben, deren Auge und ganze Einbildungskraft sich unvermerkt an die morgenländische Schrift ohne Vocalen gewöhnt, wird mich genug entschuldigen. Wenigstens meinen bisherigen Zuhörern ist es lieb und nützlich gewesen. In den Noten hingegen, die überhaupt ohne Vocalen gedruckt sind, habe ich bisweilen einigen schweren Wörtern, oder bey denen der Leser leicht irren könnte, Vocalzeichen beygesetzt.

Druckfehler sind in jedem Buche unvermeidlich: man wird die hier vorkommenden desto eher entschuldigen, wenn man hört, daß ich nicht einmahl einen des Arabischen kundigen Corrector gehabt habe. Ich übernahm blos die letzte Revision, und ich muß bekennen, daß ich die zum Corrigiren erfoderliche Geduld und Aufmerksamkeit nicht eben in hohem Grad, auch die Zeit nicht überflüßig habe: zwey vorhergehende eigentliche Correcturen besorgte der Buchdrucker, Herr Barmeier, selbst, und zwar so zu meinem Ver-

gnügen, daß ich mich oft recht sehr gewundert habe, wie ein des Arabischen nicht Kundiger ein so glückliches und genaues Auge haben könnte: ich würde Mühe gehabt haben einen Gelehrten zu finden, der es eben so gut gemacht hätte. Wenn also, die ersten Bogen ausgenommen, da das Corrigiren einer Arabischen Schrift noch ungewohnte Arbeit war, der Druckfehler weniger sind, als man erwarten möchte, auch so gar weniger, als in manchen meiner deutschen Bücher, für die ein studirter Corrector bezahlt ist, so bin ich den Dank diesem vorzüglichen Buchdrucker schuldig, dessen gleichen ich, nachdem ich so viele Druckereyen habe kennen lernen, noch nicht gefunden habe. Einige dieser Druckfehler, die mir eben in die Augen fielen, habe ich hinter der Grammatik auf den letzten Seiten gesammlet; auch auf der allerletzten Seite einige unbequeme oder unrichtige Ausdrücke der Grammatik, und ein Paar nicht Druck- sondern Schreib-Fehler von mir, die in den Druck eingeschlichen waren, verbessert. Schultensens Text hat gleichfalls seine Druckfehler, ich bin ihm aber, auch wo ich ihn für unrichtig hielt, gefolget, weil ich keine Manuscripte hatte meine Verbesserung zu rechtfertigen (*): blos in ein Paar Stellen, wo der Druckfehler

(*) Blos nach Grammatik oder Analogie corrigire ich einen Schriftsteller nicht gern; denn es wäre möglich, daß

fehler gar zu offenbahr war, habe ich etwas geändert, das übrige erinnere ich im Collegio.

Das einzige, was meine Zuhörer sonst noch bey der Chrestomathie vermisseten, war ein Arabisches Lexicon. In der Zeit, da ich Arabisch lernete, kaufte man Golii schönes Lexicon für fünf bis sieben Thaler: dis konnten auch meine Zuhörer noch in den ersten Jahren thun; allein, als die Lust Arabisch zu lernen zunahm, ward es so selten, daß ein Exemplar erst mit 18, denn mit 25 Rthlrn. bezahlt werden mußte, und zuletzt für Geld keins zu haben war. Meine Auditores, denen es beynahe unmöglich ward,

das

daß hier eine Exception vorkäme, die ich nicht wüßte. Die Editionen Lateinischer Auctoren, die man nach den gewöhnlichen Regeln der Grammatik corrigirte, würden manches seltene, aber doch ächte Ueberbleibsel der alten Lateinischen Sprache verlieren. Im Arabischen kommt noch dazu, daß wegen des Generis überaus viel Exceptionen sind, und daß einige Schriftsteller nicht sehr grammaticalisch schreiben, sondern wol selbst einen Fehler begehen. Ich kann doch ohne Manuscript nicht gewiß wissen, ob der Schriftsteller, selbst etwan der Scholiaste, den ich abdrucken lasse, dis nicht vielleicht aus Nachläßigkeit gethan hat, da er blos auf die Sachen, und gar nicht auf den Schmuck oder Genauigkeit seiner eigenen Schreibart dachte.

das Arabische ganz ohne Wörterbuch zu treiben, klagten mir diese grosse Hinderniß der Arabischen Sprachkunde, so oft und so nachdrücklich, daß ich schon damit umging, Golium mit meines seel. Vaters und meinen eigenen am Rande beygefügten Zusätzen wieder abdrucken zu lassen. Allein, nun fehlte zu einem so grossen und kostbaren Werk der Verleger, denn ein Arabisches Lexicon schien keinen zuverläßigen Gewinn zu versprechen. Es ist mir sehr lieb, daß er gefehlt hat, denn unterdessen ist der Mangel schon zum Theil durch des Harderwikischen Professoris, Herrn Jacob Scheid, *Glossarium Arabico-Latinum manuale*, ersetzt, und wird noch mehr ersetzt werden, wenn wir seines ältern Bruders und Lehrers, des Herrn Doctor Scheid, vollständiges Arabisches Lexicon, von dem ich mir sehr viel verspreche, bekommen. Jenes kleine Glossarium ist noch dazu gerade so eingerichtet, wie es ein Anfänger bey dieser Chrestomathie nöthig hat: denn Herr Scheid hat sich blos auf gewisse Arabische Bücher eingeschrenkt, die in ihnen vorkommende Wörter zu sammlen, und unter diesen Büchern sind Lokmans Fabeln, und die hier gedruckten Gedichte. Ein Leser dieser Chrestomathie wird also Wörter, die im Text stehen, nicht leicht bey ihm vermissen, sondern blos die in den Noten vorkommenden; und ich muß ihm dafür Dank sagen, daß diese Chrestomathie durch sein Glossarium viel brauchbarer und

leich-

leichter für Anfänger geworden ist, als sie war. Vorhin konnte ihr vorgeworfen werden, die Gedichte seyn zu schwer: nun aber könnte ich doch mit Wahrheit sagen, sie seyn einem Anfänger leichter, als manches sonst sehr leichte Arabische Buch, weil er gerade alle darin vorkommende Wörter in einem Arabischen Lexico aufschlagen kann, welches ihm, wenn er Golium nicht hat, bey den meisten leichteren Büchern unmöglich seyn wird. Es war für mich ein glücklicher Zufall, da ich so gar nicht Lust hatte, selbst die Wörter aus der Chrestomathie zu sammlen, und ihr ein Wörterverzeichniß anzuhängen, daß wir uns einander, so unverabredet auf Einem Wege begegneten, und Herr Scheid, ohne von meiner Chrestomathie ein Wort zu wissen, das Glossarium drucken ließ, das sich eben zu ihr schicket, und meinen Zuhörern so viele Erleichterung in Erlernung des Arabischen verschaffen kann.

Man wird vielleicht erwarten, daß ich nun noch von dem Nutzen und Gebrauch der Arabischen Sprache handele: allein dazu reicht der mir dismahl verstattete Raum nicht hin. Von ihrem Gebrauch im Hebräischen habe ich in der Beurtheilung der Mittel, die Hebräische Sprache zu verstehen, geredet: sollte ich von dem in andern Wissenschaften, sonderlich der Historie und Geographie handeln, so würde ich ein

eigenes

eigenes Buch schreiben müssen. Das einzige, worüber ich mich dismahl noch mit meinen Lesern unterhalten will, und das näher zum Inhalt der Chrestomathie gehöret, betrifft den Geschmack der Araber in der Dichtkunst, wobey ich doch auch über ihre prosaische Schreibart einige Anmerkungen werde machen müssen.

Will man ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne ihnen mit der sclavischen oder pedantischen Prädilection zu schmeicheln, mit der bisweilen Gelehrte in der Sprache, die eben das Glück hat von ihnen getrieben zu werden, alles schön finden, so müßte man sich wol zum voraus folgende Regeln vestsetzen.

Erstlich muß man nicht von Einem Gedichte oder Schriftsteller auf alle schliessen, und aus ihm sogleich den Geschmack der Nation bestimmen. Es giebt in jeder Sprache gute und schlechte Gedichte, und wenn man unter den Arabischen ein schlechtes, oder schwülstig unnatürliches antrifft, so wäre es wol die höchste Ungerechtigkeit, aus ihm die Idee von der Arabischen Dichtkunst zu abstrahiren. Wer verfährt in irgend einer Sprache so? Die besten Muster muß man auswählen, wenn man sich das Bild einer National-Dichtkunst abstrahiren will: aber denn muß man auch wiederum nicht so partheyisch für seine Lieb-

lings-

lings-Sprache seyn, sich zu überreden, weil diese Muster schön sind, so sey nichts mittelmäßiges oder schlechtes in der Sprache geschrieben, und sich gleichsahm zwingen, überall das Schöne zu finden. Ich gestehe es, daß unter den in der Chrestomathie abgedruckten Gedichten einige mir nicht gefallen: und wenn ich ja aus ihnen etwas anführte, so würde es blos geschehen, um auch vom Fehlerhaften einiger Arabischen Dichter, und von meiner Unpartheylichkeit gegen die Sprache, die ich lehre, Proben zu geben.

Ich muß noch hinzusetzen, daß man selbst in den besten Dichtern nicht alles als schön bewundern soll, sondern blos das, was man so fühlet und empfindet. Der beste Dichter hat seine Fehler oder matte Stellen, von denen auch Homer und Virgil nicht frey sind: der allzugläubige Bewunderer, der alles ohne Ausnahme für schön ausruft, hat keinen richtigen Geschmack, oder ist partheyisch, oder er verstehet wol gar den Lateinischen und Griechischen Dichter nicht, und lobt ihn nur nach der Mode, weil er hört, daß man die Alten als Muster des Geschmacks ansiehet. So gut ich mir nun die Freyheit nehme, bey Homer und Virgil nicht alles schön zu finden, so gut thue ich es auch bey den Arabischen Dichtern. Mitten in ihren besten Gedichten kommt wol eine Zeile

vor,

vor, die man anders wünschen könnte: dis muß man nicht leugnen wollen, wenn es sich so findet, allein darum ist nicht gleich das ganze Gedicht zu verwerfen.

Zweitens muß man sich der allgemeinen Erfahrung erinnern, daß der Geschmack eines Volks nicht beständig einerley bleibt. Sprache und Poesie haben ihr güldenes Alter: allein dis pflegt nicht von langer Dauer zu seyn, sondern sinkt bald in das silberne, denn in ein noch schlechteres herab. Selbst die Nachahmung trägt nicht wenig zu dieser Verschlimmerung bey. Man ist von den Schönheiten der Gedichte des güldenen Zeitalters gerühret: man will dis Schöne nachahmen, und doch nicht gerade eben dasselbe sagen; jenes war die treue und schöne Natur, man ändert im Nachahmen, und setzt Kunst dazu, vielleicht verfällt man nun in das Unnatürliche und Schwülstige. Noch schlimmer ist es, wenn man das, was uns im Gedichte als Schönheit entzückte, in Prosa nachahmet, und, das Exempel aus unserer Zeit zu nehmen, im Klopstockischen Ton prediget. Andere Ursachen wirken noch geschwinder und heftiger: z. E. Eroberungen fremder Völker, oder, wenn das Volk selbst Eroberungen in fremden Ländern macht, und durch das eine oder andere die Sprache mit einer andern vermischet wird, oder doch ihren

vorigen

vorigen Geschmack abändert. Will man nun von einer Sprache richtig urtheilen, so muß man ihr Zeitalter unterscheiden: und das thut man doch auch wirklich im Lateinischen. Wer bestimmet den Geschmack oder Werth der Lateinischen Dichter aus den Ueberbleibseln des Ennius, oder den langweiligen Versen des Cicero? Man unterscheidet die güldene Zeit der Dichtkunst unter August von der silbernen ihrer Nachahmer; und so unbillig ist noch niemand gewesen, aus den schlechten Dichtern, oder andern Schriftstellern der mittleren Zeit, den Geschmack der Lateinischen Dichtkunst und Sprache zu bestimmen. Blos der Arabische, oder, wie man zu sagen pflegt, der Orientalische Geschmack hat dieses Unrecht über sich ergehen lassen müssen: man bedenkt nicht, daß er sich in etlichen tausend Jahren, und sonderlich nachdem die Araber seit dem siebenten Jahrhundert vom Atlantischen Meer bis zum Ganges unter lauter Kriegen sich ausgebreitet haben, wenigstens eben so viel habe verändern können als der Lateinische. Man klagt über Schwulst der Morgenländer, und zwar so, daß der Tadel die Araber mit treffen soll; aber die Exempel sind gemeiniglich Arabien ganz ausländisch. Vielleicht verdiente der Geschmack, von dem man redet, ehe den Nahmen des Tatarischen, auch selbst alsdenn, wenn die Bücher in Arabischer Sprache geschrieben sind, denn sie gehören in die Zeiten hinein, da schon Tatarische

Völker den Orient erobert hatten. Will man ihn Orientalisch nennen, so kann man es freilich thun; nur muß man auch wissen, daß er alsdenn mit dem alten Arabischen oder Hebräischen Geschmack keine Verwandschaft oder Aehnlichkeit hat, und so wenig verdient Arabisch genannt zu werden, als man den Geschmack, in welchem die Gothen und andere deutsche Nationen in den mitleren Zeiten schrieben, deshalb den Römischen nennet, weil sie Lateinische Wörter misbrauchten.

Es scheint nöthig zu seyn, daß ich von diesen Zeitaltern der Arabischen Sprache etwas mehr sage. Ihr güldenes Alter setze ich in die Zeit, die vor Muhammed herging. Aus ihr sind die in der Chrestomathie befindliche, und andere, bey den Arabern selbst noch immer als Muster geachtete, verewigte Gedichte. Wie lange diese güldene Zeit gewährt hat, kann ich aus Mangel der Geschichte nicht sagen: und allerley andere nicht unbekannte Nachrichten von ihr, z. E. von den Jahrmärkten zu Ocad, auf denen die Dichter ihre Gedichte dem Volk vorlasen, und mit einander um den Preis stritten, von den im Tempel zu Mecca aufgehangenen Preisgedichten (*Muallacath*) von den Ehrenbezeugungen, die man den Poeten erwies, gehören nicht zu meinem dismahligen Endzweck.

Der

Der Geschmack in dieser güldenen Zeit hat eine überaus kenntliche Aehnlichkeit mit dem Hebräischen, der in Hiob, den Liedern Mosis, und Debora, und den Psalmen herrschet. Freilich machen auch Sitten der Völker und Beschaffenheit des Landes einen Unterscheid: der Araber besingt häufig die Blutrache, in der bey ihm die Ehre der Tapferkeit bestehet, das thut der Hebräer nicht, denn bey ihm hatte Moses die Blutrache unter die Aufsicht der Obrigkeit gebracht (*): in Arabien ist die Natur arm und einförmig, der Araber muß sich also mit den Bildern begnügen, die ihm sein Vaterland giebt; der Hebräer hat schon mehr Veränderung und Mannigfaltigkeit, und borget sonderlich aus dem Gewächsreich Schmuck für seine Poesie; er redet hingegen nicht viel von dem Cameel, welches, als das einheimische Thier, und der Reichthum der Araber, häufiger in ihren Gedichten vorkommt, als Europäische Leser es gut finden möchten. Allein, bey dem allen wird man doch zwischen den besten Gedichten der Araber aus dem güldenen Zeitalter, und den im Alten Testament enthaltenen Hebräischen eine gewisse kenntliche Aehnlichkeit wahrnehmen.

Es scheint nicht, daß die güldene Zeit der Arabischen Sprache noch äusser der Poesie andere vorzügliche

(*) Siehe mein Mosaisches Recht, den zweiten Theil, §. 136.

liche Werke der schönen Schreibart gehabt habe: und dis ist bey den Hebräern dasselbe. Geschichtschreiber, die so vergnügen, daß man nicht von ihnen kommen kann, wenn man einmahl zu lesen angefangen hat, können beide Völker nicht aufweisen. An den Redner, einen Demosthenes oder Cicero, ist bey den Arabern noch weniger zu denken: wie sollte ein in ziemlich öden Wüsten herumziehendes und vereinzeltes Volk, Redner hervorbringen? Kamen die Araber aus verschiedenen Gegenden des Gottesdienstes wegen zu Mecca, und um der Handlung willen zu Ocad zusammen, so konnten ihnen kurze und schöne Gedichte gefallen, und nicht blos Beyfall, sondern auch Bewunderung erhalten. Allein der Redner, der belustigen will, gefällt nicht, und ihn anzuhören würde ein sehr langweiliges Vergnügen seyn: nur denn hört ein Volk den Redner mit Aufmerksamkeit, wenn er von einer Sache, die allen wichtig ist, und davon doch nicht alle genug Einsichten zu haben glauben, redet, und darum sind freye Republiken, die Pflanzschule der Redner gewesen. Sie geben ihm das rechte Feld, wo er sich zeigen kann, wenn über Krieg, Frieden, und Gesetze gerathschlaget wird. Allein, diese zusammenkommenden Araber lebten noch zu sehr im Stande der Natur, als daß sie ein gemeinschaftliches Interesse des ganzen Volks gehabt hätten: wozu sollte also der Redner ermahnen, und zu überreden suchen?

Wenn er dis thut, nicht wenn er zur Uebung redet, findet er Aufmerksamkeit, und wird Stundenlang mit Vergnügen gehört. Es ist wahr, er könnte zur Tugend ermahnen, und wider die Laster reden: allein, seine Lieblingslaster hört ein Volk nicht gern bestreiten, die Ermahnungen zu Tugenden, die ihm schwer werden, sind ihm auch nicht so angenehm, als politische Materien, und überhaupt glaubt man von der Moral, sie sey schon hinlänglich bekannt, daher eine moralische Rede zu wenig durch Neuigkeit an sich locken würde. Blos der kleine Theil des Volks, der wirklich einen lebhaften Eifer hätte, moralisch besser zu werden, als er sich jetzt fühlet, und der zugleich seine Mängel der Erkenntniß wüßte, würde den moralischen Redner mit derjenigen Neugier und Stille umgeben, die den grossen Redner bilden muß. Daß in spätern Zeiten, und nach Ablauf des güldenen Alters, keine grosse Redner unter den Arabern entstanden sind, brauche ich wol nicht zu sagen: Muhammed predigte zwar die Religion, allein nicht in schönen Reden, sondern mit dem Degen; und auf ihn folgten Chalifen, die Despoten waren. Die unumschränkte Monarchie, oder gar die Herrschaft eines Asiatischen Despoten, ist nicht der Grund und Boden, in dem der Redner gedeyhet, und zeiget ihm, wenn er das Volk von dem, was das wahre allgemeine Beste ist überreden wollte, nicht viel Belohnungen. Wo es

noch gütig zugehet, könnte er für sein Meisterstück der Beredtsamkeit lettres de cachet erhalten.

Doch die Ursache sey welche es wolle, so finde ich weder in der güldenen Zeit der Araber, noch nachher, daß die wahre Beredtsamkeit unter ihnen geblühet habe, wie im freyen Griechenlande und Rom. Daß die Hebräer ihnen in diesem Stück gleich sind, wiewol die Ursachen noch etwas verschieden seyn mögen, habe ich in der Vorrede zu des Bischoffs Lowth Praelectionibus de Poësi Hebraeorum S. 21-35. bemerket.

Die güldene Zeit der Dichtkunst, die jetzt in den Jahrbüchern der Araber aus Frömmigkeit die Zeit der Unwissenheit (*) genannt wird, weil sie noch nicht durch die Religion Muhammeds erleuchtet war, ging mit Muhammed zum Ende. Der letzte von den sieben Dichtern, dem man die Ehre angethan hat, eins seiner Gedichte an dem Eingang des Meccanischen Tempels aufzuhängen, Labid, war ein Zeitgenosse Muhammeds: und die Gnade, der Muhammed alle Bekehrungen zuschrieb, wirkte bey Erblickung einer Stelle im zweiten Capitel des Corans, so kräftig bey ihm, daß er aus Gefühl ihres Vorzuges sein eigenes Preisgedicht von dem Tempel zu Mecca abnahm, und sich

(*) الجاهلية

sich gleich zur Muhammedanischen Religion bekehrte, weil unmöglich jemand so schreiben könnte, wie Muhammed geschrieben hatte, ohne von Gott getrieben zu seyn.

Man wird begierig seyn, die Stelle selbst zu sehen, die den Labid bekehret hat. Ich gestehe es, sie ist die schönste im Coran, die ich kenne: ich glaube aber doch kaum, daß sie zum zweitenmahl so wirksahm seyn, und ein einziger meiner Leser durch sie in Versuchung gerathen wird, sich beschneiden zu lassen. Sie stehet Sur. II, 16=19. und redet, nach einem etwas weitschweifigen Anfang des Capitels, den ich überschlage, um Muhammed auf der besten Seite erscheinen zu lassen, von gewissen Zeitgläubigen, die die wahre Lehre erkannt, und nachher wieder verleugnet hatten. Man muß aber wissen, daß Muhammed zur Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Religion nicht Argumente und Vernunftschlüsse für das rechte Mittel hält, (der Engel Gabriel warnet ihn im Coran ganz kräftig vor dem Disputiren, und sagt, wenn der Prophet sich bisweilen dazu hinreissen lasse, so müsse ihn der Satan dazu verführt haben, dem er aber, so bald er daran denke, nicht weiter folgen, sondern den Dispüt mit einem kräftigen Wort abbrechen und weggehen solle): sondern alle wahre Ueberzeugung von einer übernatürlichen Gnade herleitet,

 die

die nach einem geheimen Rathschluß Gottes blos bey den Auserwählten wirket, andern aber nicht widerfährt. Und nun fragte sichs, wie diese Abtrünnigen eine Zeitlang hatten glauben können, da sie doch keine Auserwählte waren? Er antwortet, entweder hätten sie blos aus menschlicher Kraft geglaubet, und den Glauben habe Gott ihnen wieder genommen, oder, das Licht Gottes habe sie nur zum Schrecken und mehrerer Verblendung auf einen Augenblick überfallen, und denn blind gelassen, so wie einer, der bey finsterer Nacht einen nahen Blitz siehet, und dadurch nur desto blinder wird, den Augenblick darnach keinen Schritt vor sich sehen kann. Ein Scholasticus hätte vielleicht eine Distinction, *inter illuminationem et alluminationem*, gemacht. Muhammed drückt die Sache so aus: **sie sind dem gleich, der sich ein Licht anzündet. So bald es zu scheinen anfängt, nimt ihnen Gott ihr Licht** (*), **und läßt sie im Dunkeln, daß sie nichts sehen. Taub sind sie, stumm und blind, und kehren nie wieder auf den rechten Weg.**

Oder,

(*) Das Bild ist von einem hergenommen, der bey finstrer Nacht reiset, und eine Fackel anzündet, um sich zu leuchten: dem aber der Wind die Fackel auslöschet, weil Gott will, daß er im Finstern gehen, und an gefährlichen Oertern fallen soll.

Oder, es gehet ihnen, als wenn eine Wolke voll Finsterniß Donner und Blitz den Himmel bedecket: wegen des Krachens steckt man mit Todesfurcht die Finger in die Ohren, und Gott hat die Ungläubigen in seiner Gewalt. Beynahe raubt der Blitz die Augen! so oft er leuchtet, gehen sie bey seinem Schein, und wenn er in Dunkelheit verschwindet, stehn sie stille. Wollte es Gott, so behielten sie weder Gehör noch Gesicht. Daß der Gedanke prächtig ist, wird niemand leugnen: und Labid, der vermuthlich dem Muhammed schmeicheln wollte, war in der Wahl ausnehmend glücklich, da er in dem so wenige poetische Schönheiten habenden Coran eine Stelle fand, die mit einigem Wohlstande seine Bekehrung wirken konnte. Er las nicht weiter fort, und das war auch sehr gut für ihn, denn sonst möchte er aus poetischem Geschmack wieder ungläubig geworden seyn.

Indessen ist doch selbst diese Stelle nicht einmahl eigentliche Poesie, sondern eine Mischung von Poesie, Prose und Reim, die keinem Ungläubigen recht gefallen kann. Die Gedanken sind dismahl poetisch; allein, an ein Syllbenmaaß, oder nur etwas ihm in der Ferne ähnlich kommendes, ist hier so wenig, als im übrigen Coran zu gedenken, der

16te Vers hat	—	—	48
der 17te	—	—	13
und der 18te	—	—	58

 Syll-

Syllben: die einzige Mode der Poesie, die Muhammed nachmacht, ist ein Reim am Ende des Verses, den er sich aber durch manche Mittel sehr zu erleichtern weiß.

Die Folge von Labids Schmeicheley war, daß Muhammed sich nun wirklich für einen Dichter, und die Schreibart seines Corans für entzückend schön hielt. In der That ist sie nichts weniger: oft für Prosa selbst zu niedrig, zu nachläßig und zu schleppend, und der Reim, den Muhammed am Ende jedes Verses anbringen will, verstellet sie noch am meisten. Denn, weil er von Natur keiner der Dichter war, denen die Worte zu Gebote stehen, wenn sie einen Reim haben wollen, so hat er seine geschworne Reime, die ein trauriges Bekenntniß von der Armuth und Noth des Dichters ablegen, und so überflüßig stehen, daß sie die beste Rede verderben könnten. Was ehedem schlechten deutschen Dichtern ihr, Lobesahn, war, das ist ihm, die Ungläubigen, — damit ihr nachdenket, — Gott ist allwissend, und dergleichen mehr. Einige Capitel gegen das Ende des Corans wollte Muhammed besonders schön machen, und in ihnen seinen ganzen Phrases-Reichthum auskramen: aber eben dadurch wurden sie die abgeschmacktesten, und verlohren, was man doch noch in manchen unpoetischern Capiteln findet, gute gesunde Vernunft.

Er suchte nehmlich gewisse, bey den besten Poeten vorkommende, und, weil sie an der rechten Stelle standen, gefallende Ausdrücke oder Epitheta anzubringen: und weil er nicht wußte, wie er dis machen sollte, so fängt er an, etliche Verse hindurch zu schwören. Bisweilen vergißt er gar zu sagen, was er beschwöret; ein anderesmahl ist es ein so alter Satz, daß man ihn auch ohne Eid geglaubt haben würde, oder die göttliche Eingebung seines Corans. Ich will eine, und zwar keine der schlechtesten Proben, geben, wo er Redensarten sammlet, die die Dichter von muthigen Pferden zu gebrauchen pflegten: sie stehet im Anfang des 101sten Capitels:

Bey den geschwind laufenden Schnaubenden!
Bey den Feuer aus Steinen Schlagenden,
Bey den frühmorgens Wettlaufenden!
Die Staub erregen,
Die durch dichte Feinde brechen!
Der Mensch ist gegen seinen Herrn undankbahr.

Lauter schöne poetische Redensarten! aber so zusammengesetzt, wie sie bey uns ein Schüler, noch dazu einer der kein poetisches Genie hätte, aus einem guten Hülfsbuch, dem Gradu ad Parnassum, verbinden würde. Muhammed war wirklich ein grosses Genie, seine Einbildungskraft war nicht blos lebhaft, son-

dern

dern enthusiastisch, er hatte in seiner Religion viel vernünftiges, und suchte die wahre natürliche Religion, nur durch betrügliche Mittel, auf den Thron zu setzen: aber ein Dichter war er von Natur nicht, und dabey viel zu ungelehrt und uncultivirt, ein guter Schriftsteller zu werden, obgleich bisweilen einige Zeilen in seinem Coran vorkommen, die sich ganz gut lesen lassen. Und dabey gefiel ihm doch seine eigene Schreibart so sehr, daß er sie zum Zeichen seiner göttlichen Sendung machte. Bald nach der Stelle, die den Poeten Labid so wundernswürdig bekehrt hatte, fährt er fort: **seyd ihr aber noch wegen dessen im Zweifel, was wir unserm Knechte eingegeben haben, so bringt ein Capitel, das seinen gleich ist, und rufft die Zeugen ausser Gott (die Götzen) zu Hülfe, wenn anders die Wahrheit auf eurer Seite ist. Habt ihr aber dis nie gethan, und werdet es nie thun, so fürchtet euch vor dem Feuer, das Menschen und Steine verzehret, und den Ungläubigen bereitet ist.** Eben diesen Beweiß gebraucht er mehrmahls, und es ist daher ein Glaubensartikel bey seinen Anhängern geworden, daß der Coran das nie von Menschen zu erreichende Muster der schönen Schreibart sey: eine Lehre, die gewiß einen sehr nachtheiligen Einfluß in den Geschmack der Nation haben mußte. Einige eifrige Theologen der Muhammedaner machen es zwar zur Sünde, dem Coran nachzuahmen: allein vermuthlich reden sie nur

davon,

davon, wenn man versucht etwas gleich schönes hervorzubringen, wie ein gewisser falscher Prophet, gegen den im Coran bisweilen geeifert wird, zu Muhammeds Zeit that, und sie wollen deshalb die demüthige Nachahmung, die sich immer ihrer Entfernung von dem himmlischen Muster bewußt bleibt, nicht verbieten; zum wenigsten ist es gewiß, daß die Muhammedanischen Schriftsteller sehr oft Redensarten aus dem Coran borgen, wenn sie schön reden wollen. Gesetzt aber auch, man ahmt aus abergläubischer Hochachtung dem Coran nicht nach, so ist es doch schon schlimm genug, wenn man von Jugend an gewöhnt wird, ein übel geschriebenes Buch für das höchste unnachahmliche Muster der Schönheit anzusehen.

Labid, der Mörder des guten Geschmacks, der dis alles auf seinem Gewissen hat, lebte lange, und machte Gedichte zum Lobe Gottes, die Muhammed gefielen. Man sagt, er sey 140 Jahre alt geworden: das wäre eben so alt, als der Mörder des Königes von England, Carl des ersten, der ihn vermummt enthauptete. Denn der soll, nachdem er allein im Generalpardon Carl des zweiten ausgenommen war, und doch den sechsten König erlebt hatte, unter Georg dem zweiten gestorben seyn, und auf dem Todtenbette sein Verbrechen bekannt haben. Ob das Labid auch gethan hat, weiß ich nicht: allein der soll, als

er sterben wollte, noch dis Distichon gemacht haben:

Man sagt, daß das Neue Vergnügen giebt!
Der Tod ist mir doch neu, und ich finde kein Vergnügen daran.

Für einen 140jährigen Poeten wäre der Vers zu gut; und für einen so alten Bekehrten zu ungläubig.

Nach Muhammeds Zeit verwandelte sich das ganze Volk der Araber in Eroberer entlegener Länder. Es währte beyweiten nicht hundert Jahr, so hatten sie schon ihre Herrschaft vom Ganges bis zum Atlantischen Meer, und von Turkistan bis tief nach Africa hinein, man weiß eigentlich nicht, wie weit gegen Süden, ausgebreitet. Allein, nun kann man denken, was für Veränderungen ihre Sprache erleiden mußte. Von der Art konnten sie wol nicht seyn, als wenn die vorhin geschmacklosen und rauhen Römer Griechenland eroberten, und ihren Geschmack dort bildeten. Diesen seltenen Fall ausgenommen, pflegt eine Sprache nicht leicht ausser ihrer Heymath, und in Colonien, wo noch eine andere Muttersprache geredet wird, recht zu gedeyhen: sie wird arm, weil man nicht von allen Dingen in ihr redet; sie sinkt nach und nach in die todte durch Kunst erlernte Sprache, oder nähert sich ihr doch, und in todten Sprachen hat man Exercitia, auch Werke der Kunst, aber selten

ten Werke der Begeisterung, wenigstens keine so vollkommene als in lebenden; selbst die Mischung des Geschmacks kann ihr nachtheilig seyn. Ein Deutscher von der zweiten Generation, der in Schweden, in Dännemark, in England gebohren, und nie in Deutschland gewesen ist, wird schwerlich in unserer Sprache Werke des Geschmacks schreiben können: oft verändert schon ein auswärtiger Aufenthalt von 10 Jahren bey gebohrnen Deutschen die Schreibart, und nimt ihr wenigstens das biegsahme und kunstlose. Was mußte nun der Arabischen Sprache in Ländern widerfahren, deren Sprache von ihr noch viel weiter verschieden war, und die selbst im 7ten und 8ten Jahrhundert längstens den guten Geschmack verlohren hatten? Man nehme noch dazu, daß die ganze Nation auf eine Zeitlang blos kriegerisch ward, daß ein Enthusiasmus für den Coran sie beseelte, und denn den Gedanken des Chalifen Omar, der der Bibliothek im eroberten Alexandrien dis Urtheil sprach: entweder kommen diese Bücher mit dem Buche Gottes überein, und denn sind sie überflüßig: oder sie kommen nicht damit überein, und denn ist es besser, sie zu verbrennen: so wird man sich nicht darüber wundern, daß nach Muhammeds Zeit der Geschmack der Araber sich ganz geändert hat, und man wird nicht so unbillig seyn, zu fodern, daß ihre güldene Zeit länger fortdauern sollte.

Es

Es ist wahr, die Araber dachten nicht immer so barbarisch, als der Chalife Omar; sie lernten die Bücher der Griechen schätzen, die sie in den eroberten Ländern fanden, übersetzten sie in ihre Sprache, und nahmen die aus dem grössesten Theil von Europa vertriebenen Wissenschaften auf. Philosophie, Mathesis, Astronomie, Geschichtkunde, Geographie, die mathematische sowohl als die historische, Chemie und Medicin, blüheten unter ihnen: selbst die Grammatik ward nun nach dem Muster der Griechischen ausgearbeitet; vorhin hatte man keine andere Grammatik gehabt, als in den Dichtern, denn aus Gedichten bewies man die Sprachrichtigkeit, wo an ihr gezweifelt ward, und Exempel aus ihnen waren grammaticalische Regeln: nun sammlete man diese Regeln, und schrieb Grammatiken, deren sich sonderlich die Araber in den entlegenen Ländern bedienten. Allein, Gelehrsamkeit und Grammatik sind noch nicht Geschmack: man kann jene haben, ohne seine Sprache in derjenigen natürlichen Schönheit zu schreiben, die gefällt, oder ein göttlicher Dichter zu seyn. Die Werke des Geschmacks der Griechen waren es ohnehin nicht, die bey den Arabern den meisten Eingang fanden, sondern ihre ernsthafte Gelehrsamkeit: vielleicht deswegen, weil die Araber grosse Feinde der Abgötterey waren, und die Griechischen Dichter stets von ihren Göttern reden. Die Araber lasen freilich in

dieser Zeit ihre einheimischen alten Dichter, und gelehrte Scholiasten erklärten sie: allein es ist noch immer ein Unterscheid zwischen, lesen, und glücklich nachahmen. Es giebt auch eine unglückliche Nachahmung, und eine der schlimmsten Arten davon ist, wenn ein prosaischer Schriftsteller sich die Schreibart der Dichter zum Muster wählt. In diesen Fehler sind zum theil die Araber verfallen, sonderlich einige Geschichtschreiber: und nun mußte derjenige Schwulst entstehen, an den man gemeiniglich denket, wenn man vom morgenländischen Geschmack redet. Nicht alle Arabische Geschichtschreiber machen sich dieses Fehlers schuldig: einige haben eine mittelmäßige Schreibart, und andere so gar eine nachläßige, bey der es ihnen um nichts, als um die Sache selbst, zu thun ist.

Die Veränderung des Geschmacks mußte noch grösser werden, als fremde Sieger aus der Tatarey, und von den Gränzen China her, sich die Länder unterwürfig machten, in denen man Arabisch schrieb und redete: denn der Sieger giebt doch den Ton, und es entstand eine Vermischung des fremden Geschmacks mit dem nachgeahmten Arabischen. Man denke nur, was die Lateinische Sprache ward, als Gothen und andere Völker aus dem nördlichern Europa die Länder eroberten, in denen sie geredet ward. Nun bekam der sogenannte morgenländische Geschmack, den

ich lieber den Tatarisch=Arabischen nennen möchte, um ihn vom alten Arabischen zu unterscheiden, immer mehr Schwulst und Unnatürliches. Es ist mir so gar nicht unbegreiflich, ihn entstehen zu sehen, daß ich mich ehe wundere, wie selbst aus diesen Zeiten Schriftsteller übrig sind, deren Schreibart wenig von diesem Fehler angestecket ist, und die sich ganz gut lesen lassen, sonderlich einige Geschichtschreiber, denen es nicht um Schmuck und Schönheit der Schreibart, sondern blos um die Sache zu thun war.

Die Herrschaft der Türken, die am längsten gedauret, und sich bis auf unsere Zeit erhalten hat, ist dem guten Geschmack die nachtheiligste gewesen: und man würde unrecht thun, wenn man von den ausserhalb Arabiens wohnenden Arabern, die unter einem so unwissenden Volk, als die Türken jetzt sind, stehen, noch den Geschmack ihrer Vorfahren vor 1200 Jahren fodern wollte. Unwissenheit, Barbarey, Regierungsform, und Aberglaube, alles vereiniget sich hier, der Tod des guten Geschmacks zu seyn: denn ich muß dabey noch erinnern, daß die Türkische Religion abergläubischer ist, als andere Muhammedanische Secten, und sonderlich darin fehlet, daß sie im Coran buchstäblich nimt, was figürlich erklärt werden sollte.

Das darf ich doch noch wol erinnern, daß die Türkische Sprache kein Dialekt von der Arabischen, sondern eine ganz fremde Sprache ist, folglich man von ihr weder auf den Arabischen noch Hebräischen Geschmack schliessen darf: ferner, daß die Bibel, die mit dem alten Arabischen Geschmack so sehr überein kommt, zwar in der Poesie erhaben, aber in ihrer Prose das recht entgegen gesetzte des sogenannten Orientalischen Schwulstes ist. Ihre historische Schreibart ist ehe zu einfältig, als zu geschmückt: und die Titel der Könige sind in ihr so kurz und prachtlos als möglich ist. Wiewol ich auch noch das sagen muß, daß man den Asiaten etwas unrecht thut, wenn man von Titulaturen auf den Geschmack der übrigen Schreibart schließt. Bey uns ist doch auch der Stilus der Hoffcanzeley nicht eben die Probe des besten Geschmacks: und ich denke die Europäischen Titel, Grosmächtigst, Allerdurchlauchtigst, Unüberwindlichst, ja selbst bisweilen, Allergnädigst, haben in ein und andern Fällen so viel Hyperbole und Figur als die Asiatischen.

Zum dritten muß man die verschiedenen Gattungen der Schreibart unterscheiden, und nicht erwarten, daß ein Volk, welches in der einen groß gewesen ist, sich in den übrigen allen gleich seyn solle. Wir glauben doch selbst, in Deutschland grosse Dichter zu haben, und ich sollte denken, so grosse als ir-

gend ein anderes Volk: allein, gleich gute Geschichtschreiber in unserer Muttersprache, die Wahrheit und Annehmlichkeit der Schreibart mit einander verbinden, haben uns manche auch einheimische Kenner oder Tadeler absprechen wollen. Das Schöne im Arabischen sind, recht wie im alten Hebräischen, eigentlich Gedichte: ihre Prosa ist vermuthlich nie, auch nicht im besten Zeitalter, so natürlich schön, und so ausgearbeitet gewesen, als die Prosa der Griechen, Römer, oder um jetzige Völker zu nennen, der Deutschen, Engländer, Italiäner und Franzosen. Ich habe hiervon im 54sten §. (*) der Grammatik, wo ich von den Partikeln rede, eine Anmerkung gegeben, die ich nicht wiederhohlen will.

Ich muß aber doch noch etwas von der historischen Schreibart insonderheit sagen. Der Inhalt der Arabischen Geschichtschreiber, unter denen ich die Erdbeschreiber mit begreifen will, ist allerdings von der grössesten Wichtigkeit, und könnte schon allein einem Kenner Lust machen, das Arabische zu lernen: denn ob man gleich von manchen Geschicht- und Erdbeschreibern Uebersetzungen hat, so behält doch das Original vor ihnen, wenn sie auch die besten wären, Vorzüge der Zuverläßigkeit.

In

(*) im 68sten der neuen Ausgabe

In einer Zeit, aus welcher Europa meistentheils nur schlechte Schriftsteller aufweiset, hatten die Araber, unter denen die Wissenschaften bluheten, gute: und es bleibt doch immer eine dem Volk rühmliche und viel versprechende Erscheinung, daß der vornehmste Geographe, Abulfeda, der noch dazu im Sammlen sehr sorgfältig ist, ein König zu Hamath war. Hierzu kommt, daß vom siebenten bis zum funfzehnten Jahrhundert die Scene der recht grossen Geschichte im Orient war, und diese Geschichte sind in Arabischer Sprache beschrieben. Man denke nur an das grosse Reich der Araber selbst, oder, wie wir sie nennen, der Saracenen, zu dem schon im ersten Jahrhundert nach Muhammeds Flucht, ein Theil von Indien disseits des Ganges, die kleine Buckarey, Mavarennahr, Balk, Chorasan, Persien, die Länder am Tiger und Euphrat, Syrien, Arabien, Aegypten, die ganze nördliche Küste von Africa, nebst vielen tiefer landwärts gegen Süden liegenden bis auf diesen Tag noch nicht recht bekannten Ländern, Nubien als tributär, Portugall, Spanien, und Sardinien gehörten; oder die noch viel grösseren Reiche der Tatarn: so wird man eingestehen, daß das ein sonderbahrer Geschichtkenner ist, der sich in uninteressanten Kleinigkeiten der mitleren Zeit, etwan der Entdeckung oder Erdichtung einer grävlichen Genealogie, Conjecturen über den Ursprung eines Wapens, u. d. gl. groß zei-

get, und von der Geschichte eines Reichs, das ohngefähr hundert Grad der Länge einnahm, (d. i. mehr als den vierten Theil der Länge der Erdkugel) oder von einem andern, dessen Arme'c auf der einen Seite 1241 bey Lignitz eine Schlacht gewann, Breslau und Lignitz einäscherte, nnd 1254 wiederum Pohlen und Ungarn bis nach Lublin und Pest verheerete, und dessen Flotte auf der andern Seite 1280 an den Japanischen Küsten Schiffbruch litt, als sie 100000 Mann überbringen wollte, Japan zu erobern, nichts zusammenhängendes weiß? Wenn einer sich blos mit Urkunden seiner Stadt oder Landes abgeben nnd sie sammlen will, so mache ich ihm diese Unwissenheit nicht zur Sünde: allein für einen Geschichtkundigen muß er sich dabey so wenig ausgeben, als derjenige, der etwan sich nicht recht zu besinnen wüßte, wer Alexander der Grosse gewesen seyn möchte. Wären etwan jene grosse Weltbeherrscher, die Arabischen Chalifen, und die Tatarischen Könige vom Jengis Chan bis zum Tamerlan, blos Barbaren, so liesse sich vielleicht zur Entschuldigung sagen, man halte sie des Andenkens nicht werth: allein, wenn unter dem wohlthätigen Schutz einiger die Wissenschaften geblühet haben, wenn wir Philosophie, Mathesis, Astronomie in Europa erst wieder von den Arabern gelernt haben, und dis so sehr, daß man Aristoteles (nur leider ungeschickt) aus dem Arabischen

in das Lateinische übersetzte, und daß Astronomie und Medicin noch durch Arabische Kunstwörter verrathen, wo wir sie her haben, so fällt alle Entschuldigung weg, und man sollte denken, die Kenntniß so grosser Reiche wären Stücke der Universalhistorie, die jeder von einer wohleingerichteten Schule mit auf die Universität bringen müßte. Will man sich mit der Geschichtkunde blos auf Europa einschränken, und um die übrige Welt nicht bekümmern, so hängt die aus Arabischen Schrifstellern zu nehmende Geschichte mit der Europäischen unzertrennlich zusammen. Spanien, Portugall, Sicilien, Sardinien, und einen Theil von Neapolis, haben die Araber erobert: und in Neapolis haben die Beherrscher Deutschlandes mit ihnen zu thun: selbst Frankreich war im achten Jahrhundert in der grössesten Gefahr, ein Anhang der Arabischen Monarchie zu werden, wenn nicht Carl Martell die berühmte Schlacht gegen Abdarrachman gewonnen hätte: die Historie der heiligen Kriege sollte billig nicht blos aus einseitigen Schriftstellern, die so voll von Religionseifer, und so arm an Kenntnissen waren, erlernt werden, sondern zugleich aus denen von der andern Parthey. Das Volk, dessen Einfälle in Schlesien und Japan ich vorhin erwähnte, lehren Arabische Schriftsteller, unter andern ein Christe, der der grösseste Gelehrte seiner Zeit war, selbst die Siege der

Tatarn erlebte, und selbst in dem Lager des grossen Hulaks gewesen ist (*), uns näher kennen, wenn sie auch von Breslau und Lignitz, als entlegenen Kleinigkeiten nichts sagen. Eben so wichtig sind die Geographen. Ein grosses Theil von dem, was wir vom innern Africa wissen, und noch auf unsern Landcharten stehet, ist blos aus dem Nubischen Erdbeschreiber genommen: es verlohnt sich der Mühe, diese Quelle zu kennen, wäre es auch nur deswegen, weil in der Geographie alles in einer steten Veränderung ist. Denn manche Königreiche, die in unsern besten Landcharten blos auf seinen Glauben stehen, mögen vielleicht jetzt nicht mehr seyn, ob sie gleich im 14ten Jahrhundert an den Orten waren, wo sie der Erdbeschreiber hinsetzt. Man würde also einige Irrthümer weniger begehen, wenn man wüßte, dis seyn Nahmen aus der Geographie der mitlern Zeit, die die Landcharte nur beybehalten hat, weil man von den Gegenden nichts neueres weiß. Was wir von Arabien, Chorasmien, und Mawerennahr wissen, ist grossentheils aus dem Abulfeda, und den Theil Arabiens, der in der Nähe des todten Meers und des Jordans gegen Osten liegt, würden wir ohne ihn sehr wenig kennen. Wer des Herrn Dr. Büschings Erd-

(*) Abulfaragius.

Erdbeschreibung Asiens lieset, der wird sehen, wie sehr er sich diesen Schriftsteller zu Nutze gemacht hat. Jetzt hat er selbst eine von Herrn Professor Reiske erhaltene Uebersetzung von ihm drukken lassen. Bey den Geographen der Araber wird der Grundtext noch immer deswegen in gewissen Ländern wichtiger, als die beste Uebersetzung, weil auf die Arabische Orthographie viel ankommt, Nahmen von einander zu unterscheiden, die man mit Europäischen Buchstaben geschrieben, oder blos nach dem Gehör behalten, zu verwechseln in Gefahr stehet.

Das bleibt also gewiß, daß die Arabischen Geschichtschreiber ihrem Inhalt nach wichtig sind; und dis wollte ich zu Verhütung aller Misdeutung des folgenden, deutlich sagen. Allein in Absicht auf die Schreibart haben sie nicht das Ausnehmende, sondern ihr bestes ist das Mittelmäßige: was sie schön machen wollen, ist nach einem gesunden Geschmack das schlechteste. Den unterhaltenden Geschichtschreiber, den man (ich wiederhohle noch einmahl zu Vermeidung aller Verwechselung mit dem pragmatischen, oder durch andere Vorzüge distinguirten, die S. XXXVI. gegebene Beschreibung) nicht aus der Hand legen kann, wenn man ihn zu lesen angefangen hat, kenne ich unter ihnen nicht. Ich will sie darum nicht tadeln, auch nicht sagen, daß dieser gefallende Ge-

schichtschreiber immer der beste ist: es könnte seyn, daß er, aus Begierde zu gefallen, zu viel von der Treue aufopferte, und mehr auf Einkleidung als auf Wahrheit sähe. Was Voltaire von der Geschichte schreibt, gefällt gewiß, und fast kann man ihn hier zum höchsten Muster machen: allein in die Richtigkeit seiner Erzählungen setzt man oft einen Zweifel, und von der Lebensbeschreibung Carl des Zwölften weiß man, daß sie bisweilen mehr schönes Gemählde des Ausserordentlichen, als treue Geschichte ist, selbst bey einigen Hauptsachen, und die Schlacht bey Pultava nicht ausgenommen. Herodotus, gerade der alte Grieche, dessen Unwahrheiten Voltaire so oft verlachet, hatte wirklich eben die Hauptabsicht, zu gefallen, und ließ sich von ihr eben so verführen: er wollte die Griechen, denen er seine Geschichte bey den Olympischen Spielen vorlas, vergnügen, und sich ihren Beyfall erwerben; diesem Zweck gemäß richtete er sie ein, und sparte das Unglaubliche und die Fabel nicht, wenn sie nach dem Geschmack seiner Landesleute war. Er erreichte seinen Zweck: nicht blos seine Zeitgenossen hörten ihm erstaunt zu, sondern er gefällt noch jetzt, und bleibt der angenehme Schriftsteller, wenn man ihn verstehet: nur leidet bisweilen die Wahrheit. Diese, und Schönheit zugleich, ist von einem Geschichtschreiber viel gefodert: soll eine von beiden mangeln, so sey es lieber die

Schön=

Schönheit, aber freilich desto höher ist der zu schätzen, der beide verbindet, und bey unterhaltender Anmuth doch so gewissenhaft ist, als wir einen Zeugen in seinen gerichtlichen Aussagen haben wollten.

So wie mir die Arabischen Geschichtschreiber vorgekommen sind, theile ich sie in drey Classen ein. Die besten sind (meinem Geschmack nach) die mittelmäßigen, das ist, diejenigen, die nicht eben den Zweck haben, schön zu schreiben, aber sich doch vor gar zu grossen Nachläßigkeiten hüten. Sollte ich einen zum Beyspiel nennen, so wäre es Abulfaragius in der historia dynastiarum, die er als einen Auszug seines grösseren Syrischen Werks im letzten Monath seines Lebens verfertiget hat. Schmuck hat er nicht, sondern in die Kürze zusammen gezogene Facta: aber doch auch nichts verwirretes, oder verdriesliches im Ausdrucke. Bey seiner Eile, und da er durch den Tod gehindert ward, sein Werk zu revidiren, hat er einige Wörter und Ausdrücke, die mehr Syrisch als Arabisch sind: allein diesen Sprachfehler verzeihet der Leser, sonderlich der Europäer einem Manne gern, dem wir noch danken müssen, daß er kurz vor seinem Tode, und bis auf den Tag seiner letzten Krankheit einen für uns so unterrichtenden Auszug gemacht hat, ohne den wir viel wichtige Begebenheiten nicht wissen würden. Denn sein grösseres Syrisches Werk liegt

unge-

ungedruckt in Bibliotheken verborgen (*), blos den Arabischen Auszug haben wir gedruckt.

Für

(*) Ich muß hier erinnern, daß die Hoffnung, die ich wegen des Syrischen Werks S. 79. der Abhandlung von der Syrischen Sprache geäussert habe, jetzt verlohren ist, und zwar durch den Tod des seel. Winkelmanns. Dieser allgemeine Freund aller, die die Wissenschaften liebten, den ich auch unter die Meinigen zählen durfte, hatte mir Hoffnung gemacht, aus der Vaticanischen Bibliothek eine Abschrift des grössern Syrischen Werks zu verschaffen, und sein Credit zu Rom wäre ohne Zweifel hinlänglich gewesen, dis ins Werk zu richten. Ich hatte vor, diese Abschrift drucken zu lassen, wenn ich sie erhielte, und sich ein Verleger dazu fände. Die Kosten der Abschrift beliefen sich höher, als daß ich, oder ein Verleger, sie hätte tragen können: nach einer mäßigen Berechnung konnten sie auf 400 Rthlr. steigen, und selten bleibt es bey dem ersten Kosten-Anschlage. Allein auch dafür war Rath geschaffet; denn des Hochseel. Herrn Premier-Ministers von Münchhausen Excellenz wollten die Kosten aus der Königlichen Casse bezahlen, und die Abschrift für die hiesige Universitäts-Bibliothek nehmen. Alle diese Hoffnungen wurden auf einmahl vernichtet, als Winkelmann auf seiner Rückreise nach Italien ermordet ward. Man wird nun die Stelle in der Abhandlung von der Syrischen Sprache völliger verstehen, und zugleich begreifen, warum ich Winkelmann damahls noch nicht nennen durfte.

N. S. d. 20. Jan. 1781. Die Hoffnung lebt jetzt wieder auf, da Herr Bruns das Syrische Werk abgeschrieben, und eine Probe davon herausgegeben hat, bey der er das ganze Werk zum Druck anbietet.

Für die besten nach diesen mittelmäßigen halte ich die, welche zu wenig Fleiß auf die Schreibart gewandt, und sich viele noch grössere Nachlässigkeiten erlaubt haben. Zum Beyspiel will ich den Abulfeda in seiner Geographie, über die ich jetzt eben lese, nennen. Eine Geographie, die treu ist, kann freylich nicht geschmückt seyn, sie muß sich auch nicht scheuen, der Kürze und Deutlichkeit wegen einerley Ausdruck ohne Veränderung unzähligemahl zu wiederhohlen, einerley Ordnung und Wendungen beyzubehalten, und ihre Nachrichten von jeder Stadt beynahe in völlig gleiche Fächer zu sammlen. Allein, auch dis nothwendige abgerechnet, bleibt des Abulfeda Schreibart etwas nachläßiger, als sie hätte seyn sollen: selbst in Absicht auf die Grammatik schreibt er bisweilen entweder als Sammler, der blos auf die Sachen denkt, oder als König, und erlaubt sich Freyheiten, die noch über die im 55sten (jetzt 69sten) §. der Grammatik so freygebig erwähnten hinausgeben. Für einige von ihnen wüßte ich zwar aus dem alten Hebräischen noch wol eine neue Exception zu machen: z. E. daß Nahmen der Städte und Länder, wenn sie eine männliche Endigung haben, der Bedeutung wegen als Feminina, und wegen der Endigung als Masculina gesetzt werden können. Dis ist im Hebräischen eine Exception, und noch dazu eine sehr seltene: sie kann auch im Arabischen gegolten haben. Allein, wenn sie gar zu häufig vorkommt, und

unauf-

unaufhörlich eben das Nomen, in einerley Periode, ja in einerley Zeile, als Femininum und Masculinum construirt wird, so muß man es doch wol grammaticalische Nachläßigkeit nennen. Auf die Abschreiber kann man die Schuld kaum schieben, denn in der Leydenschen Bibliothek findet sich des Abulfeda eigenes Original, es sey nun, daß er es, wie Herr Prof. Köhler will, ganz mit eigener Hand geschrieben, oder, wie Herr Professor Reiske behauptet, von einem andern abschreiben lassen, und denn selbst mit eigener Hand darin corrigirt hat (*): und in diesem Manuscript

(*) Man sehe die Vorrede des Herrn Prof. Köhlers zu den *tabulis Syriae* des Abulfeda, auf der letzten Columne des c, und der ersten des d Bogens. Von seiner Schreibart kommt das dort geäusserte Urtheil, sowohl des Herrn Prof. Köhlers, als des Herrn Prof. Reiske völlig mit dem überein, was ich vorhin gesagt habe, und das letztere lautet noch etwas härter: *haec orationis jejunitas et immundities non Abulfedae propria, sed communis* OMNIUM *Arabicorum scriptorum labes est, quibus diligentia tersae et concinnae multoque studio elaboratae orationis plane ignota virtus videtur fuisse. Congerere norunt, construere minus.* Ob ich gleich nicht so allgemein dis Urtheil fällen möchte, wenn man auch, alle, blos von allen historischen Schriftstellern verstände, so halte ich doch diese Stelle eines Gelehrten, der so viel mit Arabischen Schriftstellern umgegangen ist, dazu für wichtig,

script finden sich, laut den Noten des Herrn Prof. Köhlers zu des Abulfeda tabulis Syriae viele der grammaticalischen Nachläßigkeiten, die ich anklage. Es scheint also, wenn auch einiges auf die Rechnung der Abschreiber kommt, so that doch Abulfeda selbst bisweilen, was Könige und Fürsten noch jetzt in Europa thun, wenn sie mit eigener Hand ihre Muttersprache schreiben. Bey dem allen lese ich doch den Abulfeda, wegen seines Inhalts, lieber als irgend einen andern Arabischen Scribenten, und freue mich, wenn meine Zuhörer ihn zum Lehrbuch wählen: allein der, dem es weniger um Sachen zu thun ist, wird hierin anders denken. Strabo hat freilich mit eben der Treue, mit grösserer Kenntniß, und doch dabey viel angenehmer geschrieben: mit ihm muß man also Abulfeda nicht vergleichen, wenn man ihn nicht he unter setzen will: man kann aber beide nütz

Die unerträglichste Classe ist mir diejenige, die schön thun will: ich weiß keinen in ihr, dem es gelungen

wichtig, daß solche, die eine Erzählung im morgenländischen Geschmack schreiben, einem Geschmack, den sie sich gemeiniglich selbst aus der Fülle ihres Herzens bilden, ohne je etwas Morgenländisches gelesen zu hat, einigermassen daraus abnehmen können, die Schreiba... der Araber in Erzählung einer Geschichte sey öfter nachlässig als schwülstig.

lungen wäre. Diese Arabischen Geschichtschreiber mögen Lesern von precieusem Geschmack gefallen, (und das Glück haben sie auch wirklich gehabt), allein ich kann mich nicht überwinden, ihre Schreibart aus blosser Liebe zur Arabischen Sprache zu rühmen. Sie fallen gemeiniglich durch Zusammensuchung poetischer oder schöner Redensarten in den Schwulst, der niemanden weniger kleidet, als einen Geschichtschreiber; ihre Kunst macht sie wol gar dunkel, und das ist wiederum für einen Geschichtschreiber keine gute Eigenschaft (*): andere schreiben auf Muhammedanische Art bis zur Mattigkeit andächtig. Wenn wir in einem Deutschen Geschichtschreiber läsen: ein heiliger Paulus sagt: allein daß wir der Armen gedächten, welches ich auch fleißig gewesen bin zu thun. Auch spricht unser hochverdienter Erlöser: gebet Almosen, machet euch Seckel die nicht veralten, einen Schatz der nimmer abnimt im Himmel. Der König, dessen Leben ich beschreibe, war auch fleißig der Armen zu gedenken u. s. f. so dächten wir, es wäre ein Stück aus einer Leichenpredigt. Solche Stellen finden sich doch in der von Bohadin verfertigten Lebensbeschreibung des Sultans Saladin häufig, (z. E. S. 12.) und Schultens hat

(*) Man sehe, wenn man etwas umständlichers hiervon haben will, Mangers Vorrede zu *Ahmedis Arabsiadae historia Timuri*, S. 3. 4. 5.

hat schon in der Vorrede bemerkt, Bohadin scheine Mufti gewesen zu seyn, und dis habe in seine Schreibart, die doch Schultensen nicht ganz misfällt (*), einen Einfluß gehabt.

Ausser

(*) *Scit quoque noster locis Alcorani commodissime uti, quo nihil gratiosius commendabiliusque apud Muhammedanos, ut p. 17. 68. 85. 127. 137. et alibi. Idem de traditione intellectum esto. Quamvis autem stilus hujus auctoris masculum et vegetum Arabiae spiret robur, non tamen Arabem fuisse crediderim, videorque mihi nescio quid peregrinitatis in eo subodorari.* Er bemerkt darauf, er scheine das Amt eines Mufti gehabt zu haben, und damit stimmeten gewisse abergläubische Fehler der Schreibart überein: *Muftyum consimiliter spirat superstitiosissima illa vel comprecandi vel imprecandi ratio, qua, ubi Sultanum nominat, non semel, non iterum, non sexcentis in locis, sed omnibus omnino, ne unico quidem excepto, addidit,* misereatur ejus Deus, *vel,* misericordia Dei super eo sit: *quae haud pessimo consilio a me ablegata fuisse, nemo non judicabit. Ejusdem furfuris et illud, quod ubi urbes arcesque Islamiticae attinguntur, statim formula solemnis subjungitur,* custodiat eam Deus, *atque Damascus sexcenties* divinitus protecta *salutetur. Contra Francos ubi inducit hostesve, haud parcus imprecator deprenditur, adjecto,* maledicat illis Deus, *quae quidem aliis quoque in libris aliquando repperi, quin et in Abulfeda, sed nusquam tam spisse,* tam

Ausser solchen einzelnen Fehlern, die die Schriftsteller hätten vermeiden können und sollen, hat die historische Schreibart der Araber noch eine Unannehmlichkeit, die sich nicht so leicht vermeiden läßt, und ihrer Geschichte noch wol denn anhänget, wenn sie von Europäern, die aus Arabischen Authoren oder ihren Uebersetzungen geschöpft haben, beschrieben wird. Die Nahmen der Sultane, und anderer grossen Leute, werden durch allerley Zunahmen, oder durch eine Art von Genealogie, so verlängert, daß sie dem Gedächtniß beschwerlich fallen, und bey öfterer Wiederhohlung das Auge oder Ohr des Lesers beleidigen. Wer lieset gern: zu gleicher Zeit befahl Obeidallah dem Amer Ebn Saad Ebn Abi Wakkas (*)? oder, wer würde mir mit Vergnügen zuhören, wenn ich ihm von den Thaten des Sultans Almaliki Annasiri Saladini Abi Modaffiri Jasufi Bni Ajuba Bni Schadi erzählen wollte, und etwan sagte, wie im Arabischen stehet (**): an dem Tage sey Husamoddin Husain Ibnbarik der Mahranite, ausgegangen? So viel entbehrliche Töne höret und siehet man nicht gern, wenn man auch nicht verzweifelte, sie zu behalten: denn das Verdienst der nomi-

tam cumulate, addere liceat, bona cum gratia mei Bohadini, tam inficete.

(*) Allgemeine Weltgeschichte, Th. XIX. §. 432.

(**) Vita Saladini, S. 182.

nominum propriorum bestehet in der Kürze. Bey uns haben grosse Herren, sonderlich unter Catholiken, auch bisweilen viele Nahmen, allein der Geschichtschreiber gebraucht nur einen, etwan, wo es nöthig ist, mit dem Zusatz: der Erste, der Zweite: und diese Kürze ist vernünftig.

Jene langen Arabischen Nahmen rauben der Geschichte schon viel von ihrer Annehmlichkeit, wenn man sie in Arabischen Büchern lieset: behält sie aber ein Europäer im Deutschen, oder Französischen bey, so muß die Menge ausländischer und barbarischklingender Syllben, bey der man nichts zu denken weiß, den Leser noch mehr abschrecken. Es ist freilich eine kleine Gefälligkeit für sein Gehör, wenn man ihm das Ibn ersparet, und dafür, der Sohn, setzet: allein, er verlangt auch nicht so oft die Genealogie zu hören, denn er denkt nicht so genealogisch als der Araber. Doch manche erzeigen auch nicht einmahl diese Gefälligkeit: es sey nun, daß ihnen die Arabischen Töne aus Liebe zur Sprache so wohllautend vorkommen, oder, daß sie sich ein Orientalisches Ansehen geben wollen, oder aus Uebersetzungen geschöpft haben, und selbst nicht wissen was Ibn, oder, Malk bedeutet. Zu Vermehrung der ausländischen Syllben behalten sie noch wol den Artikel, Al, der ganz überflüßig vor dem Nomine proprio stehet, bey, und schreiben z.

E. Alwalid, wo, Walid, genug war: sie gehen noch weiter, flectiren das Wort auf Arabisch, nennen den Abdarrachman, im Nominativo Abdorrahman, oder, wenn es ihnen so beliebt, Abdolrahman, und in den übrigen Casibus anders; und beschenken uns, die wir etwan nach und nach des Arabischen auch bisweilen in Wörter unserer Sprache (*) aufgenommenen Al gewohnt sind, mit einem unsern Ohren noch fremdern unaufhörlichen, Ol, um ja unsere Aufmerksamkeit zu unterbrechen. Dis hätten sie desto weniger *nöthig*, weil die Araber nicht einmahl im gemeinen Leben völlig so sprechen, und die Casus blos eine Erfindung und Zusatz der Grammatiker zur Sprache sind: wenigstens pflegen wir doch sonst, wenn wir in unserer Muttersprache schreiben, die Flexion fremder Nahmen nicht beyzubehalten. Blos die Lateinische Flexion ist

(*) Alkoran, Almanach, Alkoven, Alraun, Almegist, u. s. f.

Lustig klingt dis Ol dem Ohr eines Kenners auch deswegen, weil er weiß, es sollte Ul heissen. Ich weiß nicht wie es zugehet, daß Männer, die doch sonst des Arabischen sehr kundig waren, sich um die Aussprache der Vocalen im Orient so wenig bekümmert haben, das Damma gerade in den Sylben, in denen es dort wie U lautet, durch ihr O auszudrücken, und noch damit so breit zu thun, als wenn es ein Kunststück oder tiefe Orientalische Gelehrsamkeit wäre.

ist uns so einheimisch geworden, daß wir Erlaubniß haben zu sagen, Pauli Brief, Horatii Gedichte: allein, niemand schreibt, Alexandros der Sohn Philippu; warum sollten wir denn, wenn wir Deutsch oder Lateinisch schreiben, Arabisch flectiren.

Ich glaube, diese aus den Arabischen Geschichtschreibern beybehaltene, und noch durch manche mühsahme Kunst vergrösserte, Unannehmlichkeit, sey zum Theil schuld daran, daß man so wenig von der Arabischen Geschichte weiß: denn es gehört viel Geduld dazu, sie zu lesen, und zum Vergnügen kann man es schwerlich thun. Man mache die Probe mit dem 19ten und 20sten Theil der allgemeinen Weltgeschichte: wiewol hier noch dazu die von den Engländern pedantisch beybehaltenen Arabischen Wörter, die der deutsche Uebersetzer nicht verstand, manchen wunderlichen Misgriff veranlasset haben, z. E. wenn er *Banu* (Söhne, oder, Stamm) für den Nahmen eines einzigen Mannes hält, der Banu im Singulari übersetzt, und bisweilen eine Stadt von zwey Banu, die einzelne Männer zu seyn scheinen, belagern läßt. Ich glaube, wenn ein Gelehrter eine Arabische Geschichte schriebe, in der jener, ein Europäisches Ohr so sehr beleidigende, Fehler vermieden, und nur immer der Hauptnahme gesetzt würde: so möchte sein Buch mehr gefallen, und vielleicht dieser so wichtige Theil der Ge-

schichte allgemeiner bekannt werden, als er jetzund ist. Hielte man ja den ganzen Nahmen dem Leser für unentbehrlich, so könnte man ihm einen Platz in den Noten unter dem Text anweisen, und ihn da mit Europäischen und Arabischen Buchstaben schreiben. Doch dis zu thun ist nicht immer möglich, wenn man, ohne selbst Arabisch zu verstehen, aus den Lateinischen Versionen Arabischer Geschichtschreiber schöpft, weil man vielleicht nicht weiß, was man unter so vielen Nahmen und zugesetzten Syllben, *Al*, *Ol*, *Ibn*, *Abi*, *Mal*, weglassen, und wie man den Hauptnahmen setzen soll. Es sind sonst noch allerley Vortheile möglich, durch die man einem Europäischen Ohr die Arabischen Nahmen unanstößiger machen kann, und von denen der, das unmögliche versuchende, und morgenländische Töne genau nachahmen wollende, Fleiß das gerade Gegenspiel ist: allein, die gehören nicht mehr in eine Abhandlung vom Arabischen, sondern in eine vom deutschen Geschmack (*).

Selbst

(*) In der Note darf ich wol etwas von ihnen sagen. Ein Nahme beleidiget, oder wird dem Gedächtniß schwer, wenn er gar zu ausländisch aussiehet, man muß sich daher hüten, ihm, wenn es anders vermieden werden kann, dis ausländische Ansehen nicht zu geben. Bisweilen haben schon unsere Vorfahren bey einem Arabischen Nahmen gethan, was die Griechen bey allen fremden Nahmen zu thun pflegten, ihn nach unserm Ohr gräm

Selbst in der Wahl der Sachen, die die Araber erzählen, ist etwas, so ihre historische Schreibart minder

geändert, und gleichsahm Europäisch gemacht. Ich verlange nicht schlechterdings, daß man ihnen folge; denn bisweilen war ihre Umschmelzung zu sehr das Werk des Pöbels und der Unwissenheit, und vielleicht klingt der Arabische Nahme, richtig ausgesprochen, eben so gut, als der, den der Europäische Pöbel daraus machte. Allein, so viel es die Wahrheit zuläßt, möchte ich doch gern dem einmahl in Europa angenommenen Schall nahe bleiben. Nie aber wollte ich diejenige genaue Sorgfalt in Ausdrückung morgenländischer Töne anrathen, die etwas in die Nachbarschaft der Pedanterey kommt. Vielleicht kann ich dis in Exempeln deutlicher sagen.

Muselmänner ist eine wunderliche Verdrehung des Arabischen *Muslimin* (*Unitarii*, Diener eines einzigen Gottes, oder auch, Muhammedaner). Nach meinem Gehör lautet das deutsche Wort so ungeschickt, und hat so sehr das kenntliche Gepräge der Unwissenheit in der Endigung Männer, daß ich es nicht gern gebrauchen, sondern lieber den Zeitungsschreibern im Reich überlassen möchte. Aber *Muslimin* klingt mir doch auch im Deutschen zu gelehrt, und zu kunstverständig, auch wirklich zu ungrammaticalisch, denn es ist ein völliger Arabischer Pluralis vom Singulari, *Muslim*, von dem wir Deutschen im Plurali Muslimer sagen müßten. Aber Muslimer ist zu neu, und verriethe wiederum einen gar zu Kunstverständigen. - - Aus dieser Verlegenheit würde ich mir leicht helfen, und nie diesen Nahmen ge-

minder angenehm macht, und doch häufig von denen, die aus ihnen schöpfen, gar zu treu nachgeahmt wird. Sie

brauchen, als, wo ich etwan sagen müßte, daß Muhammeds Nachfolger sich so benannt hätten und da könnte ich, *Muslim* und *Muslimin*, mit Recht setzen, auch die deutsche Verstellung des Worts in Muselmänner erwähnen. An andern Orten würde Muhammedaner, oder, Gläubige, eben so gut seyn. Man setzt es ohnehin gemeiniglich nur aus Affectation, oder in gewissen Provinzen Deutschlandes aus Gewohnheit.

Miralmamolin, das in der Spanischen Historie vorkommt, ist eine übellautende Verdrehung eines Arabischen Worts, die Europäischen Ohren viel weher thut, als das richtig ausgesprochene Arabische *Emir Almumenin*, der Herr der Gläubigen. Hier würde ich also, wo nicht in der Spanischen, doch gewiß in der Arabischen Geschichte, *Emir Almumenin* sagen.

Der schon etlichemahl erwähnte Abdarrachman, (عبد الرحمان) den Carl Martell schlug, als er tiefer in Frankreich einbrechen wollte, heißt bey den Franzosen, *Abderame*: allein, der Arabische Nahme klingt unserm Gehör eben so gut, ich würde ihn also wählen, weil doch Abderame auch nicht deutsch, sondern Französisch ist. Mit einem H in der Mitte, Abderrahman, wie Herbelot gethan hat, möchte ich ihn darum nicht gern schreiben, weil dis H im Deutschen fremd aussiehet, und niemand weiß, wie er es aussprechen soll, ich wählte also lieber das Ch. ob ich nun *Abdarrachman*,

Sie sagen uns zu uninteressante Kleinigkeiten, und das nicht etwan beyläufig, mit einer Leichtigkeit, sondern an ihrer bestimmten Stelle, und als wenn das Fach nicht leer bleiben dürfte. Daß Muhammed seinen

rachman, oder *Abdalrachman* schriebe, (das letzte thut Herbelot) schiene gleichgültig, denn die Araber nennen ihn auf beiderley Weise. Weil er aber doch schon bey Europäern den einheimischen Nahmen, Abderame, hat, in dem das L ausgelassen ist, so würde ich ihn lieber, *Abdarrachman*, oder eben so gut, *Abderrachman*, nennen.

Die Arabischen Buchstaben, die unser Alphabeth nicht hat, möchte ich auch nicht gern zu sorgfältig nachahmen, weil dis doch ein gar zu ausländisches Ansehen giebt. Gj ist weder Deutsch noch Lateinisch, das müßte also in beiden Sprachen wol nicht für das Arabische ح gebraucht werden, sondern entweder G schlechthin, wenn der Vocalis E oder J darauf folget, vor dem die Franzosen das G geändert aussprechen, oder Dsch. Doch hier wage ich nichts zu bestimmen, weil jede Art, das Arabische ح auszudrücken, mit Unbequemlichkeiten verknüpft ist. Hingegen ذ würde ich immer schlechthin durch D ausdrücken, weil es doch wenigstens bey vielen Arabern ein D ist; und ihm nie durch Ds, Dh oder dergleichen etwas eine ausländische Gestalt geben, welche den des Arabischen unkundigen Leser in eine Verlegenheit setzt, wie er aussprechen, oder was er bey diesen Zeichen der Töne in Gedanken hören soll.

nen Bart mit Henna roth gefärbt hat, höre ich ganz aufmerksahm, denn bey ihm sind auch Kleinigkeiten wichtig; aber, ob es die Chalifen gethan haben, ist mir sehr gleichgültig. Und doch pflegt es in dem Character, den die Araber am Beschluß ihres Lebens anhängen, vorzukommen. Die meiste Zeit würde man die ganze Zeichnung des Characters gern entbehren: denn nicht alle Characters sind merkwürdig, und selten werden sie treu, kenntlich, und interessant gezeichnet. Wo es einmahl Mode ist, znm Beschluß des Lebenslauffs ein Gemählde anzuhängen, kann man zum voraus denken, daß es schlecht seyn wird: denn Gemählde gerathen, wie dem Mahler, also auch dem Geschichtschreiber, nicht zu allen Stunden. Eben so unintereſſant ist es auch, was für eine Sentenz der Chalife in der Umschrift seines Siegels hatte, denn das wird man doch wol nicht glauben, daß er stets nach seiner Sentenz zu handeln pflegte. Zur Noth könnte es in eine Diplomatik der Araber gehören.

Alle diese mit in die Schriften der Europäer übergetragene Mängel des Geschmacks, thun der Ausbreitung der Geschichtkunde einen grossen Schaden: und ich glaube, sie seyn hauptsächlich Ursache daran, daß man noch jetzt eine so wichtige Geschichte, als die Arabische und Tatarische ist, wenig kennet. Möchte doch ein Mann von hinlänglicher Geschichtkunde, feinem Geschmack, gefallender Schreibart, und der zu-

gleich

gleich so viel Arabisch verstehen müßte, als wegen einiger oben erwähnten Ursachen unentbehrlich ist, eine Arabische Geschichte schreiben: und zwar keine so sehr gedähnte, daß man die grossen Weltveränderungen, die sie erzählt, gleichsam verliert, sondern eine concentrirte; allenfalls nur ein kleines Handbuch, doch nicht im trockenen Compendien-Geschmack! Ich hoffe, das Collegium, das der Herr Prof. Schlözer in dem bevorstehenden halben Jahre über die Arabische Geschichte lieset, werde ihn zu dem einen oder andern veranlassen: wenigstens wünschte ich es sehr.

Weil die Arabische Sprache blos in der Poesie ihre güldene Zeit gehabt hat, so will ich einige poetische Proben vorlegen, über die meine Leser selbst urtheilen mögen, ohne daß ich ihnen vorgreife. Erläutern, die Gelegenheit des Gedichts sagen, mir mannigmahl ein Urtheil entfahren lassen, darf ich doch wol? Verschönern, oder das Arabische durch die Uebersetzung nach dem deutschen Geschmack umkleiden, will ich nicht, auch nicht das verhüllen, was mir misfällt; nur aber möchte ich nicht gern durch eine unglückliche und undeutsche Uebersetzung, wo sie mit Beybehaltung des Arabischen Nationalcharacters Deutsch lauten könnte, etwas verderben. Die Billigkeit wird jeder Kunstrichter ohne meine Bitte haben, einem Volk, das unter einem ganz andern Himmelsstrich wohnet, und andere Lebensart und Sitten hat, als wir, zu erlauben, daß es auch die Bilder von andern Dingen hernimt.

nimt. Die Gedichte, die ich als Beyspiele übersetze, stehen in der Chrestomathie.

Wie gefiele also etwan folgendes Gedicht, das S. 37. stehet? Die Gelegenheit dazu war: einige aus dem Geschlecht Schaiban hatten dem Dichter dreißig Cameele weggeführet. Er rief seinen eigenen Stamm zu Hülfe, aber vergeblich; darauf wandte er sich an den Stamm Masen, der halte mehr Muth, ging mit ihm auf den Raub gegen die Schaibaniten aus, nahm ihnen hundert Cameele, und gab sie dem beleidigten Dichter zur Genugthuung. Diesen zu Ehren, und seinem Volk zur Schande, verfertigte er nun folgendes Gedicht:

Wäre ich aus Masens Geschlecht, so hätten die Söhne
Einer von der Erde aufgelesenen Mutter (1) von Dohal dem Sohn Schaibans meine Cameele nicht für Beute geachtet;
Denn mir zu Hülfe würde ein Volk aufgestanden seyn, rauh
Im Kriege, und im Frieden sanft:

Ein

(1) Dis ist im Arabischen nur Ein Wort. Er will seine Feinde schimpfen, und das thut er, indem er ihre Mutter schimpft, und den Vater mit einer Verachtung nennet. Ist einem die Uebersetzung zu lang, die wirklich den einen Vers in drey Zeilen theilen mußte, so übersetze er so:

Wäre ich aus Masens Geschlecht, so hätten Hurkinder Dohals des Sohns Schaibans meine Cameele nicht geraubet:

Im Englischen, wo *Son of an Whore* ein bekannt Schimpfwort ist, wäre die Uebersetzung noch leichter.

Ein Volk, das, wenn ihm das Unglück die Zähne weiset (2),
Hinein fliegt, haufenweise und einzeln.
Es fodert von dem, der es bey Gefahren
Zu Hülfe ruft, nicht lange Beweise (3).
Aber mein Stamm, so zahlreich er ist,
Ist ein Nichts gegen den Unfall, so gering er auch wäre.
Den Beleidigern vergilt er Beleidigungen mit Vergebung,
Und den Bösen Gutes für Böses.
Dein Herr hat so gottesfürchtige Menschen
Unter allen Menschen nicht geschaffen.

Ich

(2) Man lasse sich diesen Ausdruck unter einem Volk nicht niedrig vorkommen, das in Wüsten wohnet, wo viele Raubthiere sind. Uns weiset gemeiniglich nur der Hund die Zähne, und darum ist die blos von ihm hergenommene Redensart niedrig, jene sehen sie vom Löwen, Leoparden, Wolf, Hyäne: lauter Thiere, die unser häuslicher Dichter nie gesehen hat, und die insgesamt auf eine fürchterliche Weise die Zähne zu entblössen pflegen, wenn sie böse werden. Man erlaube dem Dichter jedes Volks, die Natur, wie er sie siehet, zu copiiren:

Die Meinung ist: ein Volk, das muthig in die Gefahr hineingehet.

(3) Dis thut der Furchtsahme, der gern eine Ausflucht haben wollte, und deswegen zweifelt, ob der andere auch wirklich beleidiget sey.

Ich hätte aber lieber Leute, die, wenn sie auffitzen,
Zu Pferde und zu Cameel grimmig im Anfall
sind.

Ich greife meinen Lesern im Urtheil über dis Gemählde von Tapferkeit und Furchtsamkeit nicht vor: ob sie es mit wenig Worten vielsagend, oder weitschweifig, mahlerisch, oder schlecht gezeichnet, die Satyre verwundend oder stumpf finden, ob sie eine Zeile von dem Gedicht missen, oder nicht missen wollen, werden sie ohne meine Hülfe wissen. Mir fallen bey den *letzten* sechs Zeilen immer die Bogen vom Craftsman und Common Sense wieder ein, die ich 1741. und 1742. in England las. Die Gegenparthey des Ministerii, die damahls bessere Federn hatte, als jetzt, (Lord Bolingbroke, der die Gabe zu spotten gewiß besaß, hatte einen vorzüglichen Antheil an ihren Aufsätzen) rühmte die Zunahme des practischen Christenthums in England. In andern Ländern, sagte sie, hat man selten einzelne Christen, die das Gebot der Bergpredigt beobachten, und den linken Backen darhalten, wenn sie auf den rechten geschlagen sind; es giebt so gar Geistliche, die dis Gebot figürlich auslegen wollen; allein wir, und wir allein, sind die Nation, die es als Nation beobachtet: und denn fuhren sie fort die Beleidigungen zu erzählen, die England unter Robert Walpols Ministerio geduldig von den Spaniern ertragen hätte, und noch 1741 und 1742 von

Frank=

Frankreich ertrüge. Hier rencontriren sich doch wirklich zwey Satyrenschreiber von ganz verschiedenem Volk bey einerley Gedanken: nur mit dem Unterscheid, daß die Satyre des Arabers bitter, und der Engländer ihre dismahl lachend ist.

Das zweite Gedicht, S. 44, ist dem vorhergehenden am Inhalt ziemlich gleich, nur daß es blos den Ruhm der Tapferkeit enthält. Hier ist es: man lese und empfinde.

Gern gebe ich mein Leben, und alles was ich habe,
Für Reuter (1), die wahr machten, was ich dachte:
Reuter, denen nicht vor dem Tode bange wird,
Wenn das Rad des Schläge gebenden Krieges im Craise herumläufft (2),
Sie vergelten nicht Böses für Gutes,
Aber auch nicht Sanftmuth für Beleidigung.

(1) Die Araber fechten am liebsten zu Pferde; daher wird der Reuter hier für den Helden gesetzt. Wir gebrauchen das Wort, Ritter, in gleicher Bedeutung: ich hatte es auch schon in der Uebersetzung geschrieben, und löschte es nur aus, weil es bey uns auf die Ritterorden, welche die Araber nicht hatten, eingeschränkt ist.

(2) Ein Bild, das in unsern Sprachen neu, aber doch sehr natürlich ist. Ein sehr heftig umlaufendes Rad stößt den, der es nur im mindesten berühret: in Gewehrfabriken, wo man grosse steinerne Räder hat, die sich sehr schnell

Sie verliehren den Muth nicht, wenn sie im Kriege
Einmahl über das andere Unglück haben (3).
Sie vertheidigten die sichre Gränze Wakba
Mit Schlägen, die alle Gattungen des Todes
zusammenbringen (4).
Den Anfall der Feinde wandten sie von sich ab,
Und heilten sie durch Wuth von Wuth (5).

Sie

schnell umdrehen (z. E. zu Herzberg) weiß *man besser*, als vielleicht mancher Gelehrter es wissen möchte, was auf eine mäßige Anstossung an das Rad erfolget. Doch man probire nur, wenn man Lust hat, unsere Mühlenräder anzustossen. Man wird nun verstehen, was das Rad des Schläge gebenden Krieges sagen will. Zugleich soll die stete Abwechselung des Kriegesglücks mit gemahlt werden.

(3) Bey stetem Glück bleibt die Tapferkeit des Siegers noch immer problematisch: das Unglück setzt sie über allen Zweifel hinaus, wenn sie in dieser Probe bestehet.

(4) D. i. sie gaben Wunden von aller Art, den einen durchstachen sie, der andere ward gespalten, dem dritten der Kopf abgehauen, u. s. f. Kurz, der Tod erschien in allen möglichen Gestalten.

(5) Die Wuth der Feinde wird als eine Krankheit vorgestellet. Die beste Heilung von ihr ist, wenn wir eben so viel Wuth entgegen setzen; denn wenn der Gegner merkt, daß wir uns vor seiner Wuth nicht fürchten, sondern die Schwachheit haben noch böser zu werden als er, so fasset er sich, wird vernünftig, und giebt nach.

Sie weiden nicht in ruhigen Gegenden (6),
Wenn sie sich des Nachts lagern, nicht auf fried-
lichen Wiesen.

Das folgende Gedichte, S. 47. scheint gleichfalls einen Platz hier zu verdienen. Es besingt abermahls die Tapferkeit, die sich bey einem plötzlichen Ueberfall der Feinde gezeiget hat:

Himmel! wie sahe es zu Kurra Sachbal aus, da
um uns herum
Weiche Mädchen (1) und tapfere Helden schrien!
Wählt zwischen beiden, sagten sie (2), kein Aus-
weg ist möglich,

Spitzen

(6) Ueber einige Weideplätze ist in Arabien Zank, weil mehrere Stämme sie sich zueignen wollen: andere sind ein ruhiges Eigenthum. Der Poltron schränkt sich auf die letztern ein: der Muthige sucht jene.

(1) weiche Mädchen] Hier mußte ich, Mädchen, um der deutschen Sprache willen setzen, denn sonst begreifft das Arabische Wort eben so wol die Verheyratheten unter sich, als die Mädchen. Will man mir dis nicht zu gute halten, so streiche man es aus, und setze dafür, zärtliche Schönen. Es ist eine Beschreibung eines feindlichen Ueberfalls: der Feind erhebt sein Kriegesgeschrey, damit man im Orient gemeiniglich den Anfall thut, und die Frauenzimmer schreyen aus Furcht.

(2) sie die Feinde.

Spitzen der auf euch gerichteten Spiesse, oder Ketten.
Wir antworteten: dis für euch! wenn nach der Schlacht
Sich die zur Erde gestreckten, die noch leben, wankend aufrichten (3).
Sollten wir jetzt dem Tode entgehen, so wissen wir doch nicht,
Wie lange das Leben dauren wird, und wie weit das Ziel hinausgesetzt ist.
Wenn wir in das Gedränge der Schlacht eilen, so machen uns
Die Blanken in unsern Händen, die der Waffenschmid geschliffen hat, Platz.
Jenen gehörte am Tage der Thäler Sachbals die Spitze meines Degens (4),
Und mir der Theil, um den ich die Finger schlung.

Bey

(3) d. i. wir gedenken euch das Leben zu schenken, und euch als Gefangene anzunehmen, wenn ihr verwundet auf dem Schlachtfelde liegt, und um euer Leben bittet. Was ihr uns drohet, werden wir an euch erfüllen.

(4) Die Spitze unsers Degens gehört ihnen, das ist, wir durchstechen sie. Uns gehört vom Degen das, darum wir die Finger schlingen, d. i. der Griff des Degens ist unser, und wir behalten ihn vest in der Hand.

Bey diesem Gedicht werden die Urtheile wol nicht getheilt seyn. Aber wir müssen auch eins von Liebe haben. Es ist das nächste, das in der Chrestomathie S. 48 stehet: der Dichter mußte gefangen zu Mecca bleiben, als eine Caravane, in der seine Geliebte war, von Mecca nach Jemen zurückging. Er dichtet, seine Schöne sey ihm in der Nacht, da sie abreisen sollte, im Traum erschienen, beschreibt den geträumten Abschied, und verspricht in den Banden, die er, wie es scheint, wegen seiner Geliebten trug, Muth und Standhaftigkeit:

Meine Sehnsucht begleitet die Reisenden Jemens,
Und zieht mit ihnen, obgleich mein Leib zu Mecca gebunden liegt.
Ich erstaunte bey ihrem (1) nächtlichen Besuch, wie sie klar
Vor mir stand, da doch die Thür des Gefängnisses verschlossen war (2).
Sie trat zu mir, grüssete mich, stand auf, und nahm Abschied,

Und

(1) ihrem] Gehet auf des Dichters Schöne, die bey der Reisegesellschaft war.

(2) Dis soll dem Leser sagen, das alles nur ein Traum war, und sie nicht wirklich einen die Delicatesse so verletzenden Besuch abgestattet hat.

Und da sie wegging, wäre meine Seele bald aus
mir gegangen.
Denke nicht, daß ich mich nach deinem Abzuge unterwerfe,
Oder mich vor dem Tode fürchte:
Nicht, daß ihre Drohungen mich bewegen,
Und ich in der Kette kleinmüthig werde.
Mich überfällt noch jetzt Sehnsucht und Liebe mit
eben der Heftigkeit,
Wie ich sie gegen dich empfand, als ich frey war.

Das folgende Gedicht, S. 50. verbindet wieder Liebe und Heldenmuth: mitten in der Schlacht denkt der Dichter an seine Schöne. Dis ist schon einigermassen im Geschmack der Ritter-Geschichte, nur nicht so gedähnt, sondern durch seine Kürze schön:
Ich denke an dich (1), wenn die Spiesse zwischen uns
beben (2),
Und die gerichteten Braunen ihren Durst an uns
löschen (3).

So

(1) an dich] an seine Schöne. Im Deutschen ist dis zweydeutig, und bedurfte einen Zusatz: im Arabische[11] hört man gleich, daß es generis feminini ist.

(2) Eine Beschreibung der Schlacht, bey der die langen Spiesse von heftiger Bewegung beben.

(3) die Braunen sind die Spiesse, mit denensie auf einander losgehen; diese löschen mit Blut ihren Durst.

So wahr Gott lebt, ich weiß nicht, (die Wahrheit
rede ich)
Ob die Liebe, die mich überfällt, Krankheit oder
Zauberey ist.
Ist es Zauberey, so entschuldige meine Sehnsucht:
Ist es Krankheit, so muß ich dich für entschuldiget
halten (4).

Bis hieher möchten meine Leser wol so ziemlich mit dem Geschmack der Arabischen Dichtkunst zufrieden seyn. Ich würde partheyisch handeln, wenn ich ihnen das nächste Gedicht deswegen nicht mittheilete, weil es mir weniger gefällt, als die vorigen. Es steht S. 55. Die Veranlassung war folgende: der Dichter pflegte auf einem Felsen, den sich die Lichjaniten(*) zueigneten, welcher nur einen einzigen schmahlen

(4) Die Meinung ist: hast du mich bezaubert, so kannst du mir einen Trieb nicht übel nehmen, den du selbst so boshaft verursacht hast; ist aber meine Liebe eine Krankheit, so kann ich dir nicht übel nehmen, wenn du sie nicht erhörest. — Die Araber haben viel Aberglauben von Zauberey, sonderlich in Liebessachen: der Schmuck der Schönen, eine Haarnadel, oder was es sonst ist, soll besprochen seyn, und die unglückliche Mannsperson zur Liebe zwingen.

(*) d. i. entweder überhaupt die Einwohner des Gebürges, (denn Felsen mit einer Aushöhlung heissen im Orient

len und steilen Zugang hatte, wilden Honig zu sammlen: die Lichjaniten laureten ihm auf, besetzten den engen Fußsteig, auf dem er sich, wenn er herunter wollte, nicht wehren konnte, und liessen ihm die Wahl, ob er sich wollte von ihnen so herunterbringen lassen, wie sie es gut finden würden, oder an einem andern für halsbrechend gehaltenen gähen Ort, von dem niemand lebendig herabkommen könnte, hinunter klettern. Er wählte das letzte, schüttete den gesammleten Honig an dem Orte aus, kehrte den Honigschlauch um, und band ihn sich um die Brust, so daß die von Honig klebrichte Seite auswendig kam. So bald nun diese, und der vom gähen Fußsteige herabgeschüttete Honig, etwas trocken ward, glitt er hinunter, und hielt sich dadurch, daß Schlauch und Honig etwas anklebten: als er hinunter geglitten war, fand er sich in einem Thal, das wegen der Umwege des Gebirges drey Tagereisen von seinen auf ihn laurenden Feinden entfernt war. Das Gedicht ist ganz national, und spielt auf manches Arabische an, das wir nicht haben. Dis tadele ich nicht: allein der Anfang hat mehr Kunst als Begeisterung.

Wer mit seinen Absichten nicht Klugheit verbindet,
Der verliert, streitet gegen Schwierigkeiten, und muß fliehen.

Aber

Lechi, ein Kinnbacken,) oder die Einwohner von Areopolis (Ar der Moabiter) so den Nahmen Lichja bekommen hat.

Aber der Vorsichtige, den keine Gefahr
Ueberfällt, von der er nicht auch den Ausgang wüßte,
Bleibt, so lange er lebt, der Held (1) seiner Zeit, listig,
Und hohlt, wenn ihm das eine Nasenloch zugezogen wird, mit dem andern Oden (2).

Ich

(1) Buchstäblich: der Hengst seiner Zeit. Hier, glaubte ich, müßte ich die Sache mit andern Worten und ohne Beybehaltung der Figur setzen, weil die Arabische Redensart im Deutschen nicht blos zu rauh, sondern auch unverständlich gewesen seyn würde. Ich mache indeß über den Geschmack beider Völker die Anmerkung, daß es nicht zu verwundern ist, wenn das eine, aus dem die Vornehmen und die Dichter, stets mit Pferden und Cameelen umgehen, und das diesen einzigen Reichthum sehr hoch schätzt, den Hengst, als ein erhabenes Bild in der Poesie gebraucht, der dem andern, dessen Dichter selten das Pferd kennen, und höchstens etwan darauf reiten, ohne mit der Pferdezucht zu thun zu haben, zu niedrig vorkommen würde. Man muß den Einfluß der Lebensart eines Volks in seine Dichtkunst nie vergessen, wenn man über seinen Geschmack unpartheyisch urtheilen will.

(2) Die Araber durchbohren dem Cameel die Nase, und hängen ihm einen Ring in die Nasenlöcher, durch den sie es vermittelst einer Trense zwingen können. Denn wenn es nicht folgen will, so ziehen sie ihm das eine Nasenloch zu, daß es damit nicht Oden hohlen kann.

Ich sagte zu den Lichjaniten, als meine Schläuche
Ausgeschüttet (3), und mein Unglück ohne Hülfe
war, als ich meine Seite entblößt fand:
Dis sind zwey Bedingungen: entweder gebunden wer-
den, und denn für Wohlthat danken (4),
Oder

Das recht muthige Cameel aber widersetzt sich denn doch wol, und hohlt mit dem andern Nasenloch Oden. Mit diesem wird der Unbiegsame und Listige verglichen, der sich den Feinden nicht ergiebt, und mehr als *Einen* Ausweg weiß.

(3) Ein Wortspiel, so auf die vorhin erzählte Geschichte zielet. Die Schläuche sind ausgeschüttet, heißt sonst im Arabischen, die Gefahr ist groß: vielleicht, weil der Araber, dessen Cameel auf der Reise durch die dürren Wüsten mit Wasserschläuchen beladen ist, die Schläuche in der alleräussersten Gefahr auslaufen läßt, um geschwinder zu fliehen. In der That muß aber auch die Gefahr sehr groß seyn, ehe es hierzu kommt, denn das Wasser ist in der Wüste ein Vorrath, den man nicht gern ohne äusserste Noth verlieren wird.

Ich glaube kaum, daß diese Zeile meinen Lesern gefallen wird. Die Wortspiele sind die schwache Seite der morgenländischen Dichtkunst, uns kommen sie zu künstlich, und doch zugleich zu klein vor. Im spaßhaften Gedicht würden wir sie erlauben, aber nicht im erhabenen.

(4) d. i. den Feinden dafür Dank schuldig seyn, daß sie mich lebendig herunter brachten, und mich nicht tödteten, da sie mich in ihrer Gewalt hatten.

Oder Blut! Aber der Tod ist einem freien Menschen anständiger.

Heimlich sagte ich mir etwas anders ins Ohr: das war,

Vom rauhen Felsen herabsteigen, um künftig wieder hinauf zu steigen (5).

Ich legte meine Brust auf ihn, sie glitt vom Felsen herab:

Auf ihm lag eine harte Brust, und eine erfrorne (6) Lende.

Endlich umarmte ich das flache Thal, und keine Wunde

Hatte ihr der Fels gegeben: beschämt sahe der Tod zu.

Ich kam wieder zu den Meinigen, wohin ich nicht Hoffnung hatte wieder zu kommen:

Und wie oft bin ich dem Tode eben so entgangen, wenn er zischete (7).

Die zwey folgenden Gedichte gefallen mir nicht recht, und ich habe bey einem über sie gehaltenen Collegien-

(5) Er will nehmlich künftig noch immer wieder wagen, auf diesen verbotenen Felsen Honig zu sammlen.

(6) erfrorne] weil der Berg hoch, folglich die Luft kalt war, so fror die der Luft zugekehrte Lende.

(7) Die Vergleichung des Todes, der schon auf den Dichter laurete, mit einer zischenden Schlange, fällt von selbst in die Augen.

legien-Gerichte gefunden, daß sie meinen Zuhörern eben so wenig gefielen. Ich lasse sie also aus. Proben von dem nicht gefallenden zu geben, wäre zwar an und vor sich nicht unnütz: allein, dismahl leidet es der Raum nicht.

Das S. 67 stehende ist wiederum ein Gemählde der Tapferkeit, mit einer ganz kleinen Schattirung von Liebe. Die Gelegenheit war: der Dichter hatte sich in ein artiges Mädchen verliebt, dis hatte *ihm* die Ehe zugesagt, aber es nahm sein Wort wieder zurück, weil ihm andere sagten: die Frau eines solchen Wagehalses würde bald zur Witwe werden.

Sie sagen zu ihr: heyrathe ihn nicht!
 Er ist der ersten Degenspitze, die ihn antrift, bestimmet.
Sie weiß nicht, was sie thun soll, denn sie fürchtet
 Der liebenswürdige Nachtwanderer werde sie zur
 Witwe machen.
Selten beschleicht ihn der Schlaaf: sein Geschäfte ist
 Blutrache, und daß er braungebrannten (1) Gewaffneten begegne.

Wer

(1) Die von der Sonne verbrannte Farbe ist die Farbe des Helden: seine Feinde, mit denen er sich abgiebt, sind tapfer, und keine Unerfahrne, die wie Milch und Blut aussehen. Horatii *duces, non indecoro pulvere sordidi*, fallen mir bey.

Wer seinem Volk den Ruhm der Tapferkeit bringen
will, schlägt sich mit ihm:
Er hauet Köpfe ab, nicht um tapfer zu heissen (2).
Wenig Vorrath legt er bey, es wäre denn zur Ehre (3):
Die Rippen ragen ihm hervor, und die Gedärme
kleben zusammen (4).

Die

(2) Er ist der Schläger, nicht aus Point d'honneur und Nachahmung, sondern von Natur, und dabey schon so bekannt, daß es ihm keine Ehre bringt, Feinden die Köpfe abzuhauen; denn dis hat er so oft gethan, daß es gar nichts neues ist.

(3) Mit dem Ruhm der Tapferkeit verknüpft der Araber, wie schon oben gesagt ist, gemeiniglich die Verachtung des Geldes. Unser Held ist ein Verschwender, und arm: alles was er aufspart, ist ein Ehrenpfennig, nehmlich um etwan einmahl Fremde, nach Arabischer Art, ausnehmend gut zu bewirthen.

(4) Er hat nicht satt zu essen. — So mahlerisch würde unser Deutsche Dichter nicht seyn, ja vielleicht misfällt das allzunatürliche Gemählde. Man erinnere sich aber, daß wir stärker bekleidet gehen, als die Araber, daß bey uns niemand die Rippen siehet, ja daß nach unsern Sitten es schon unanständig ist, den entblößten Bauch zu zeigen, daher auch das Gemählde misfällt, in dem wir ihn blos zu sehen glauben. Allein bey anderer Kleidung in wärmern Ländern oder Wüsten ist auch das Decorum der Poesie anders.

Die Nächte bringt er in dem Aufenthalt der wilden
Thiere zu, sie werden seiner gewohnt,
Und lassen sich nicht von ihm am Weiden stören (5).
Sie sehen den Jüngling, dessen Sache es nicht ist,
Wild zu jagen (6),
Und könnten sie einem Freunde Hände geben, so
gäben sie sie ihm (7).
Von ohngefähr, oder drauf ausgehend, und aus
dem Hinterhalt,
Fällt er Menschen an, und setzt dis bis *ins* Alter
fort.
Wer aber stets auf Feinde losgeht, bey dem kann es
nicht fehlen,

Daß

(5) Er hält sich so viel unter den wilden Thieren auf, daß sie seiner ganz gewohnt sind, und ihn kennen.

Eine so mahlerische Beschreibung der Tapferkeit, die sich in die Wohnungen der Löwen und Wölfe waget, und bey ihnen gleichsahm zu Hause ist, können wir kaum von einem unserer Dichter erwarten; denn wir haben die Sache nicht. Allein, die Wüsten Arabiens geben das Original zur Zeichnung.

(6) d. i. einen der auf Blutrache ausgehet.

(7) Einige der wilden Thiere sind einer Freundschaft gegen den Menschen, den sie oft sehen, und der ihnen nichts zu leide thut, fähig: sonderlich scheint der Löwe eins von diesen zu seyn, bey denen zuletzt Zuneigung zum Menschen entstehet.

Daß er nicht unter den Schlachtfeldern des Todes
auch für sich ein Lager finden sollte (8).
(9) Indes macht er denen, die an Cameelen reich sind,
manchen Kummer,
Wenn er ihnen einzeln oder Schaarweise nachgehet.
Wenn ich auch noch so lange lebte, weiß ich doch,
Daß ich einmahl vor die Klinge des Todes kommen
werde, die glänzend blitzet.

Wie gefällt hier meinen Lesern das Ende? und wie das nach der Natur gezeichnete Gemählde des Tapfern in der Wildniß, der mit den wilden Thieren vertraut wird, und den sie lieben, fast wie bey uns die Hunde den Menschen lieben lernen?

Das folgende Gedicht S. 72 möchte weniger nach unserm Geschmack, allein, eine Probe dessen, was die Araber besonderes haben, kann es seyn; und darum setze ich es her. Es handelt ganz von Blutrache, die erst beschlossen, und denn geübet ist; doch mischet es das Lob desjenigen mit ein, dessen Blut der Dichter rächen will. Er beschreibt wieder an ihm die zwey edelmüthigen Tugenden der Araber, Tapferkeit und Freygebigkeit.

Ir

(8) d. i. daß er nicht endlich einmahl umkommen sollte.

(9) Er gestehet das vorige ein, aber er tröstet sich damit, daß er doch unterdessen manches Cameel erbeute, darin die Araber ihren Reichthum setzen.

In einem Thal, über dem ein Fels hänget, liegt ein
Erschlagener (1) auf dessen Blut kein Thau fällt,
Er hinterließ mir die Last (2), verschied, und ich
nahm die Last auf mich.
Auch gehet sein Schwestersohn auf die Blutrache aus,
ein streitbahrer und unerbittlicher,
Der lauret und Gift schwitzet, so wie die Schlange
laurend Gift hauchet, wie ein Basilisk (3).
Hart war uns die Nachricht von dem Zufall (4), groß,
daß uns alles Große klein dünkte.
Das Glück hatte uns beraubet, und war ungerecht
gegen einen Löwen gewesen, dessen Gastfreund nie
verächtlich war (5),
Der

(1) Die Araber glauben, an dem Orte, wo einer erschlagen ist, falle kein Thau, bis sein Blut gerächen ist.

(2) Die Pflicht der Blutrache.

(3) Die Araber reden viel vom Basilisken, der, wenn man die Fabel entkleidet, nichts anders ist, als der Ceraste, dessen Fürchterlichkeit aber Fabel und Dichter vergrössern, und ihn Gift schwitzen und Gift hauchen lassen. Wem dieser Schweiß zu übertrieben vorkommt, der vergebe dem Arabischen Dichter etwas, das doch Ovidius in einem ganz flüßigen Gedichte gewaget, und den Scorpion *nigri madidum sudore veneni* genannt hat.

(4) von der Ermordung unsers Vetters.

(5) d. i. gegen einen tapfern und gastfreien Mann, der seine Gastfreunde aufs äusserste vertheidigte. Man sehe die

Der im Winter eine Sonne, und wenn der Hundesstern brennet, kühler Schatten wär,
Dürr von Leibe, ohne Geitz (6) triefend an den Händen (7), muthig und siegreich.
In seinem Vorhaben ging er eigensinnig fort, der Ausgang mochte seyn, welcher es wollte,
Eine Wolke, die die Thäler mit Wasser füllet, wenn er gut war, und wenn er ausiel, ein niederreissender Löwe (8).
Zu Hause ließ er lang sein schwarzes Haar hängen, und zog ein langes Kleid auf dem Boden; als Feind war er eine hungrige Hyäne (9).

Er

die Anmerkung zu meiner deutschen Uebersetzung der Psalmen, Ps. 27, V. 5.

(6) Der sich selbst viel entzog, und von Hunger mager war, aber nicht aus Geitz, sondern weil er es seinen Freunden gab, oder verschwendete; kurz, ein Verächter des Reichthums.

(7) der gern andern gab.

(8) d. i. gutthätig gegen seine Freunde, wie eine Regenwolke, von der weit und breit Thäler in Seen verwandelt werden: aber seinen Feinden fürchterlich.

(9) Die Meinung ist: zu Hause war er galant, trug ein langes schwarzes Haar, (so in Arabien eine Schönheit ist) und ein langes Kleid, das auf der Erde nachschleppete: aber als Feind war er fürchterlich.

Die

Er hatte zweyerley Geschmack, süß und bitter: einen
von beiden kostete jeder.

Einzeln ging er in die Gefahren, niemand begleitete
ihn, als sein schartiger Degen aus Jemen (10).

(11) Jünglinge ruheten am Mittage, (12) gingen
die Nacht hindurch, und kamen bey Anbruch
des Tages zur Stelle.

Jeder

Die Hyäne ist eins der fürchterlichsten wilden Thiere Arabiens, das vor andern reissenden Thieren den Appetit nach Menschenfleisch zum voraus hat. Vielleicht erinnern sich meine Leser des wilden Thiers in Gevaudan, das vor einigen Jahren alle Zeitungen füllete, und gegen das aus dem übrigen Frankreich Ritter zusammenkamen. Dis Thier, das die Furcht vergrössert hatte, sollte eine Hyäne seyn; bey seinem Tode fand sich, daß es nur ein grosser Wolf war. Indessen wird man doch aus dieser Geschichte noch so viel Respect für die Hyäne haben, sie um des ausländischen Nahmens willen, (Gottlob! daß sie keinen Deutschen hat) nicht zu verachten.

(10) In Jemen, d. i. im glücklichen Arabien, wurden die besten Degenklingen gemacht. Schartig wird dieser Degen genannt, anzuzeigen, daß er gebraucht, und der Degen eines alten Schlägers ist.

(11) Er beschreibt die Blutrache, wie er und sein Gehülfe sie an den Hudailiten, die die Mörder seines Verwandten waren, genommen haben.

(12) Des Mittags reiset man in Arabien nicht gern, wegen

der

Jeder ging dreist, sein scharfer Degen hing ihm von
der Schulter, der blitzete, wenn er gezogen ward.
Noch trunken (13) die Feinde mit grossen Zügen den
Schlaaf, und als sie die Häupter taumelnd beweg-
ten, schrecketen wir sie fort, und sie flohen:
Wir erhielten die Blutrache, und von zwey Stäm-
men blieben wenige übrig.
(14) Haben die Hudailiten seine Lanze zerbrochen, so
hatte er sie den Hudailiten oft vorhin zerbrochen,
Sie auf die Lagerstätte gelegt, auf der die Füsse der
Cameele wund werden (15),
Und war des Morgens über sie gekommen, wo sie
meinten sicher zu seyn. Auf Blut folgete
Beute.

Ich

der grossen Hitze; sondern lieber des Nachts. Dis beschreibt der Dichter, um zu mahlen, wie er die Hudailiten des Morgens im Schlaaf antraf und überfiel, da er die ganze Nacht gegangen war.

(13) d. i. sie schliefen recht sanft, und schnarcheten.

(14) Er lobt den verstorbenen Helden, dessen Blut er gerochen hat. Freilich er war von den Hudailiten ermordet worden, aber nachdem er vorhin zehnfach so viel Blut von ihnen vergossen hatte.

(15) d. i. auf die rauhen Steine des wüsten Arabiens, oder auf dessen aus kleinen und scharfen Steinen bestehenden Sand. Denn beyläufig muß ich sagen, daß der

Ich habe den Hudailiten heiß gemacht, als ein
tapferer Mann, dem das Unglück nicht heiß
macht, wenn ihnen heiß wird,

Der sein durstiges Spieß tränket, und es zur zwei-
ten Tränke führt (16).

Der Wein ist mir nun erlaubt, der mir verboten
war (17). Warlich mit Mühe! bald wäre er mir
nie erlaubt geworden (18)!

Aber nun habe ich ihn den Spitzen der Spiesse er-
laubt gemacht, und den muthigen Pferden (19).
Alles darf ihn trinken.

Schenke mir ein, Savad du Sohn Amr, denn die
Blutrache hat mich ermådet.

Wir

Sand Arabiens an vielen Orten aus kleinen Steinen be-
stehet, die wir nicht Sand nennen würden, weil sie zu
groß sind, und auch dem ungewaffneten Auge als Stei-
ne vorkommen.

(16) Ich habe mehr als Einen erleget.

(17) Der Dichter hatte ein unter den alten Arabern vor Muhammeds Zeit gewöhnliches Gelübde gethan, keinen Wein zu trinken, bis er das Blut seines Verwandten gerochen haben würde.

(18) d. i. Beynahe hätte ich über der Blutrache das Leben eingebüßt; und denn hätte ich nie wieder Wein trinken können.

(19) Diese Zeile ist, nach meinem Geschmack, schwülstig, und eine Figur voll Kunst ohne Begeisterung.

Wir haben den Hudailiten den Becher des Todes eingeschenkt, dessen letzter bitterer Tropfen Schmach und Schande ist (20).
Die Hyänen lachen gierig über sie, die Schackals (21) freuen sich,
Raubvögel stürzen gierig herab, und gehen von einem Leichnahm zum andern, ohne aufzufliegen (22).

Vielleicht liest man auch nicht ungern ein Arabisches Gedicht, das einen Juden zum Verfasser hat, der die Ehre seines Stammes vertheidigen will! Es ist wenigstens nicht im Jüdisch-Deutschen Geschmack verfertiget, und drückt die Arabischen Grundsätze von der in Tapferkeit, Freygebigkeit und Gastfreyheit bestehenden Ehre treu aus. Man findet es S. 83 der Chrestomathie.

Wessen

(20) d. i. das bitterste bey dem Tode war ihnen, die Schande sich überwunden zu sehen, und die Schmähworte, die wir ihnen noch mit auf den Weg gaben.

(21) Schackals sind ein Thier, so in das grössere Geschlecht der Wölfe Füchse und Hunde gehört, und sehr gern menschliche Leichen frißt. Noch jetzt werden im Orient bey grossen Schlachten die Leichen selten begraben, sondern von Hyänen und Schackals verzehret.

(22) Die Leichen lagen so nahe bey einander, daß die Vögel nicht nöthig hatten, aufzufliegen.

Wessen Nahme nicht mit Niedrigkeit befleckt ist,
Dem steht jedes Kleid gut, das er anzieht:
Und wenn man nicht sein Theil von Widerwärtigkeiten übernimt,
So kann man auch keinen Ruhm erlangen.
Sie (1) wirft uns vor, daß wir wenig an der Zahl sind:
Ich antwortete: der Adel besteht aus den Wenigsten!
Und das sind doch nie wenig, wo solche übrig sind, wie wir,
Solche Jünglinge, die nach Ehre ringen, und solche Männer.
Sie fragte: wie ist den Aditen (2) zu Muthe?
Ihnen, die Ehre suchen, und Armuth und Dunkelheit haben?
Wir achten es nicht für Schande, wenn wir niedrig, und unsere Gäste
Geehrt sind (3), da anderer ihr Gast verächtlich ist.
Wir haben einen Fels, auf den unser Fremdling einkehrt,
Der

(1) Vermuthlich eine Schöne die des Dichters Liebe nicht erhört, und ihm vorgeworfen hatte, daß er aus einem ihr geringschätzigen Volk oder Stamme sey.

(2) Die jüdische Familie, zu der der Dichter gehörte, hatte einen, Nahmens Adi, zum Stammvater.

(3) Der bey den Arabern alles geltende Ruhm der Gastfreyheit wird angebracht.

Der unersteiglich ist, der Degenklingen zurücktreibt
und stumpf macht.
Tief unter der Hölle liegt sein Grund, und bis zu den
Sternen ragt sein hoher unersteiglicher Gipfel.
Wir sind nicht die Leute, die Sterben für Schande
halten (4),
Wie Amir und Salul (5) es ansehen.
Die Liebe zum Tode kürzt unser Lebensziel ab,
Vor jenen fliehet es, und sie werden alt.
Von uns bläst keiner sanft den kränklichen Oden aus,
Und wir lassen keinen Thau fallen, wo einer von
uns ermordet lieget (6).
Vor den Spitzen der Spiesse verschütten wir das Leben:
Und ohne Spiesse fließt es nicht aus.

Wir

(4) Eine Spötterey gegen solche, die sich vor dem Tode fürchten. Es scheint, sie meynen, der Tod schimpfe.

(5) Zwey Stämme, mit denen die Aditen in Feindschaft lebten.

(6) Wir sterben nicht auf dem Krankenbette, sondern auf dem Bette der Ehre, in Schlägereyen und durch den Degen: und auf den Ort, wo ein solcher Erschlagener liegt, lassen wir keinen Thau fallen, sondern geloben Rache. Ich habe schon oben erinnert, daß die Araber dichten, es falle an dem Ort kein Thau, wo einer erschlagen liegt, bis sein Blut gerochen ist. Daraus entstand aber noch eine andere Sitte, von der wir schon zu

Wir sind rein, nicht trübe (7); ein edles Geschlecht geben uns
Mütter, die die besten Söhne bringen, und Väter.
Wir besteigen schöne Rücken,
Zuweilen führt uns das Herabsteigen auf schöne Bäuche (8).
Dem Regenwasser sind wir gleich (9), in unserm Stamm
Ist kein Furchtsahmer, kein Geitziger wird darin gezählet.
Wir widersprechen andern, wenn wir wollen,
Wenn wir reden widerspricht niemand.
Stirbt ein Held von uns, so steht ein Held auf,

Be-

Davids Zeit 2 Sam. XXI, 10. 11. eine Spur finden, daß man, wenn man Blutrache gelobete, den Ort, wo das Blut vergossen war, sorgfältig zudeckte, daß kein Thau darauf fallen konnte.

(7) Ein Ruhm des unverfälschten Adels, den aber die alten Araber nicht in einigen vor den Nahmen gesetzten Buchstaben, sondern in der Tapferkeit setzten.

(8) Ein double entendu, dergleichen die Araber sich bisweilen in ihren Gedichten erlauben, und für Schönheit halten. Der Sinn der Worte ist am Ende ganz unschuldig; denn Rücken sollen Berge seyn: und schöne Bäuche sind schöne Thäler, in die sie durch Tapferkeit hinabkommen, und ihr Vieh im fruchtbahren Thal der Feinde weiden.

(9) Die Regentropfen sind das reinste Wasser, und des-

ha.b

Beredt, sagend was edle Männer sagen, und es thuhend.
Unser Feuer verlöscht nicht ohne Gast (10),
Und keiner, der bey uns einkehret, klagt.
Unsere Tage (11) sind in den Jahrbüchern der Feinde angemerkt,
Unter ihnen sind glänzende, kenntlich gezeichnete, mit weissen Striefen.
Unsere Degen sind im Ost und West,
Schartig von den Hieben auf Harnische.
Sie sind gewohnt, nicht ausgezogen
Und nicht eingesteckt zu werden, ohne daß viel Erschlagene liegen.
Schönes Kind, wenn du es nicht weißt, so erkundige dich nach uns und ihnen,
Denn recht wissen, und nicht wissen, ist nicht einerley.
Die Söhne Dajjans sind die Axe ihres Volks (12),
Um die das Rad sich herumdrehet.

Ich

halb wird der reinste Adel einer Familie, die keinen pöbelhaften, d. i. keinen Poltron und keinen Geitzigen, unter sich hat, mit dem Regenwasser verglichen.

(10) Wir sind gastfrey, und lassen das Feuer nicht ausgehen, ohne Reisende zu bewirthen.

(11) Tage sind hier so viel, als bey den Franzosen, journée, der Tag der Schlacht.

(12) Sie sind der Hauptheil des Volks, der das übrige ganze Volk lenket.

Ich wollte hier noch ein Paar Gedichte von Tapferkeit und Blutrache hersetzen: allein der Raum leidet es nicht, den ich für die, welche jetzt folgen, spare. S. 100 der Chrestomathie wird ein verwandter Stamm, der sich recht geflissentlich feindseelig beweiset, so angeredet:

Sachte, ihr Söhne unsers Vaterbruders, sachte, ihr nahen Vettern!
Grabt nicht auf, was man verscharret hatte!
Verlanget nicht, daß wir euch ehren, wenn ihr uns verachtet,
Und daß wir stille sind, wenn ihr uns beleidiget.
Sachte, ihr Söhne unsers Vaterbruders! setzt unser Geschlecht nicht herunter!
Seyd ruhig, wie ihr bisher gewesen seyd!
Das weiß Gott, daß wir euch nicht gut sind,
Und wir nehmen es euch nicht übel, daß ihr uns nicht gut seyd.
Wen man hassen will, das steht in jedes Willen!
Durch Gottes Gnade hassen wir euch, und ihr hasset uns!

In eben dem bittern Ton gegen solche, die den Dichter verachten, und die er für Söhne von Geizigen und Poltrons, also für pöbelhafte von Abkunft, ausgiebt, ist auch das folgende Gedichte, S. 102. Von dieser Art sind die Satyren der Araber, nicht lachend,

lachend, (wie sie etwan in der grossen und cultivirten Stadt, die lieber zum Zeitvertreib lachen, als gegen Laster zürnen will, ihr Glück machen,) sondern bitter.

Eben darum gefalle ich mir besser,
Weil ich allen Geitzigen verhaßt bin:
Weil Niederträchtige mich für einen Elenden halten, unter denen
Du niemand für elend gehalten finden wirst, als der von edlem Stamm ist.
Sehen sie mich, so schlagen sie die Augen nieder,
Recht so wie der, der einen kennet, und nicht kennen will.
Die Welt wird ihnen zu enge,
Und kommt ihnen wie eine Fallgrube vor.
Muß denn, wer einen Geitzigen zum Vater hat,
Dem feind seyn, der von edlen Vorfahren herstammet?
Wenn man seines Vaters Lebenslauf erzählt, so wird er unruhig,
Aber nicht, wenn Tugendhafte gelästert werden.
Doch! kein Volk wird beschützt, keins erlanget Ruhm (1),
Als durch Spiesse und Escadronen.

S. 114

(1) Dem Poltron hilft doch sein Lästern nicht: die tapfere Hand allein verschafft Sicherheit und Ruhm, und der feige Lästerer bekommt die Schläge.

S. 114 stehet noch ein Gedicht, daß die mit National-Begriffen von Ehre verbundene Rachgier der Araber, wegen der sie so bekannt sind, und das Gebot ihrer Ehren-Moral keine Beleidigung auf sich sitzen zu lassen, und lieber zu sterben, als ungerochen zu bleiben, so ausführt, daß ich diese Probe ihres Nationalgeschmacks in der Poesie nicht auslassen darf:

Siehst du nicht, daß der Mensch sich dem Schicksaal schuldig ist (1),
Er mag von Vögeln gefressen, oder begraben werden sollen?
Darum ertrage keine Beleidigung aus Furcht vor dem Tode,
Stirb, edel und ungebrandmarkt (2).
Sich rächen zu können schnitt Kazir sich die Nase ab (3),
Und

(1) Er muß doch einmahl sterben: und was ist also daran gelegen, wie er stirbt? Warum soll man das Leben schonen?

(2) d. i. ohne deiner Ehre einen Schandfleck angehängt zu haben.

(3) Eine lange Geschichte von lauter Blutrache, die endlich darauf hinausläuft, daß Kazir, ein sehr treuer Knecht, sich die Nase von seinem Herrn abschneiden läßt, um von einer Mesopotamischen Königin, Zebba, die seinen ehemahligen Herrn aus Blutrache getödtet hatte, aufgenommen zu werden, und den Tod seines alten Herrn an

Und in den Tod ging, den Degen in der Hand,
Baihas= (4)
Naama, als seine sieben Brüder ermordet waren:
Seine Kleidung verrieth, was er im Herzen verbarg (5).
Tapferkeit ist ein Seelentrieb zum Nachtwandern,
Und Feigheit, schlafen, oder im Sonnenschein wärmen.
Siehst du nicht, wie vest Gaun war? (6)?
Vom Kriege umgeben verzagte es nicht!
Dem Könige Arabiens widerstand es, als Städte zerstöret wurden,
Gaun

an ihr rächen zu können. Er erreichte seinen Endzweck auch wirklich. Sie glaubte, sein Herr wäre übel mit ihm umgegangen, nahm ihn auf, und er brachte durch List Gewaffnete in ihre Residenz, die sich der Stadt bemächtigten, und die Königin tödteten.

(4) Baihas Naama ist der Nahme des Bluträchers, der hier zum Muster der Arabischen Tugend vorgestellt wird. Um des Verses willen wird der Nahme getheilt: diese Freyheiten, die sich die Araber nehmen, wollte ich in der Uebersetzung kenntlich lassen, wo es anging.

(5) Er kleidete sich so wunderlich, daß man ihn für einen Unsinnigen hielt, und dadurch bekam er Gelegenheit, die Blutrache zu üben. Diese wunderliche Kleidung verheelte seine Absicht, und zeigte sie doch auch an: eine Spitzfindigkeit und Spiel des Dichters, so besser hätte wegbleiben können.

(6) Tapferkeit macht Städte unüberwindlich. Gaun, eine

Saun war mit Quadersteinen gemauret (7).

Hieher, zu diesem Lande (8). Seine Saaten grünen,
Seine Wasserräder (9) drehen sich, und speien
brausend Wasser.

Fliegen wüten in seinem schattichen Thal (10),
Wespen, und der schwarze Schwarm der Beute
sucht (11).

Den

eine Vestung in Jemam, widerstand allein der Macht eines Königes vom glücklichen Arabien.

(7) d. i. durch Tapferkeit vest. Der Muth seiner Bürger war ihm eine unzerstörbare Mauer.

(8) Hieher zu diesem fruchtbahren Lande wende sich, wer Herz hat! es ist werth erobert zu werden! Aber er wisse dabey, daß seine Fliegenschwärme und Wespen wüten, und es gefährlich ist, nach Jemam zu kommen. die Arabischen Ausleger wollen, dis sey eine spöttische Anrede an Naeman den König von Hirta, welcher der mächtigste und kriegerischeste Nachbar von Jemam ist.

(9) Wassermaschinen, mit denen man in Arabien Aecker und Gärten tränkt, weil es an Regen mangelt.

(10) unzählige Feinde. Dis Bild ist morgenländisch, und kommt auch in der Bibel Jes. VII, 18. 19. vor.

(11) Das dichte Heer der Feinde, das in der Ferne schwarz aussiehet, oder auch die Wespenschwärme selbst, die hier ein Bild der Feinde seyn sollen: denn was ich schwarz übersetzt habe, kann auch dunkelgrün, dunkelblau, heissen.

Noch eins, den Geschmack der Arabischen Poeten kenntlich zu machen, auch da, wo er nicht der meinige ist: Verwüster, ist Arabisch Mutalammes, und das ist auch der Nahme des Dichters: vielleicht spielt er auf den an, und sucht eine Zweydeutigkeit. Nähme man das Nomen Proprium, so müßte man übersetzen: und der blauäugichte Mutalammes

Den Beschluß mag eine Probe von Arabischen Trauergedichten, die S. 118 der Chrestomathie steht, machen.

Ich beneide die Begrabenen;
Weil Said jetzt bey dem Volk der Gräber wohnet.
Ich vermisse ihn, da meine Feinde
Zahlreich sind, und ich keinen ihm gleichen zu Hülfe rufen kann (1).
Ich bin wie einer, dem der Degen aus der Hand geschlagen ist,
Und den schon der Degen des durstigen Bluträchers verwundet.
Wir kamen, ihn zu besuchen (2): reichlich setzte er uns Speise
Der Traurigkeit und des innersten Schmerzes vor, eine Mahlzeit, auf die Kopfweh folget (3).
Wir gingen von ihm weg, mit Saamen der Sehnsucht, der in unsern Brüsten Auf-

(1) Der Verstorbene wird als tapfer, und als Freund gerühmt, der seinen Freunden wider jederman beystand. Nachdem sie ihn verlohren haben, sind sie gleichsahm entwaffnet, und dem Degen des Bluträchers preis gegeben.

(2) Wir besuchten ihn bey seiner letzten Krankheit, und gingen betrübt weg, weil er starb.

(3) Hier ist das, wie mich dünkt, zu künstliche Bild wiederum von der Gastfreyheit hergenommen. Er bewirthete uns, aber mit nichts als Kummer und Betrübniß: wir genossen bey ihm eine Mahlzeit, die den folgen-

Auf keimete, und mit Thränen begossen ward (4).
Als wir kamen, die Erbschaft zu theilen,
Fanden wir einen Reichthum von Freygebigkeiten
und Ruhm (5).
In tiefer Stille ließ er uns Antworten hören (6).
O siehe an ihm den beredtesten Redner, der kein
Wort sagt! (7).

Die Kürze, und das Unerwartete grosser edler Gedanken, wird vielleicht gefallen: nur wird man sagen, einiges sey zu künstlich für ein Leichengedichte, das Schmerz ausdrücken sollte. Doch ich will selbst nicht urtheilen, sondern dis dem Geschmack, dem ganz

genden Tag Kopfschmerzen, (diejenigen nehmlich, die vom Wein entstehen, und für die wir im Deutschen kein eigenes Wort, sondern in der Medicin das Lateinische crapula haben) zurückläßet.

(4) Unsere Sehnsucht, die den verstorbenen Freund vermissete, nahm unter vielen Thränen täglich zu. Das Bild ist, der Saame soll erst stille im Herzen liegen, und denn von Thränen getränkt aufwachsen.

(5) Geld hatte er nicht hinterlassen, sondern blos Nachruhm der Gastfreyheit und Tapferkeit.

(6) Durch sein Beyspiel redete er noch im Tode zu uns, und feurete uns an, seinen Tugenden nachzufolgen.

(7) d. i. das Beyspiel tugendhafter Todten ermahnt stärker, als die beredteste Rede.

ganz unpartheyischen Geschmack meiner Leser, überlassen. Der muß empfinden, nach ihm muß die Critik sich bilden, und von ihm Regeln abstrahiren. Ich denke bey deutschen Gedichten, und modernen Werken des Geschmacks:

-- Geschmack ist nicht das blasse Kind der Nacht,
Das Wörter einzeln liest, und bey den Büchern wacht,
Nie, als bey Todten lernt, und eine jede Blume
Mit rechtem Nahmen nennt, auch sie nicht, die dem Ruhme
Des Dichters neidisch winkt, der jedes dreiste Wort
Und jedes Erstemahl misfällt, sie die den Ort
Im alten Buch vermißt, wo dis schon stehen sollte,
Und, weil sie den nicht fand, die Stirn in Runzeln rollte:
Nicht die beym Schwulst erstaunt, und morgenländisch nennt,
Was freilich Deutsch nicht ist, weil es kein Deutscher kennt.
Nein! jene Wollust ists, die, um sich zu vergnügen,
Von selbst zum Schönen eilt, von unerkannten Zügen
Entführt, hier trunken lobt die trunkne Einbildung
Des Dichters, fühlt mit ihm, und wird Begeisterung.
Bald eckel, und verwöhnt vom reichen Ueberfluß
Des Besten, wenn sie nicht entzückt wird, gähnen muß,
Ein unanständig Wort schroff in den Ohren hört,

Kunst

Bayerische Staatsbibliothek München

Kunst für Natur nicht nimt, was Schwulst, und was gelehrt,
Was mühsahm ist, verläßt, und eh man Regeln machte,
Von selbst beym Schlaaftrunk schlief, beym Lächerlichen lachte.
Von ihr lernt die Critik tief unter ihrem Sitz
Als Schülerin, und nimt das Richteramt vom Witz.
Sie stielt ihr jeden Blick, und forscht der Ursach nach,
Liest jede Thräne auf, und laurt auf jedes Ach:
Den Werth Anacreons, den Werth der Elegien,
Lernt sie im nassen Aug, und in der Wangen Glühen.
Wie heilig! wenn sie nie nach größrer Herrschaft strebt,
Vor sich Gesetze giebt, Geschmack, dich überlebt!

Die Arabischen Dichter mögen sich gefallen lassen, eben so gelesen, emfunden, und beurtheilt zu werden.

Ich wollte nun noch etwas in der Grammatik bessern oder erläutern: allein der Raum ist verschwendet. Meine bisherigen Zuhörer wissen ohnehin, was es ist: und den künftigen kann ich es mündlich eben so gut sagen. Göttingen den 11. April 1771.

Joh. David Michaelis.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Michaelis, Johann David,

Vom arabischen Geschmack

Frankfurt a. M. 1781

L.as. 9#Beibd.2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10571564-1
VD18 14568918-001